

Vorwärts

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Verleger: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Dienstag, den 2. Juni 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Verleger: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Die Insertions-Gebühr

Beträgt für die festgesetzte Kolonnenbreite oder deren Raum 60 Pfg. für politische und gesellschaftliche Berichte und Bekanntmachungen 30 Pfg. „Kleine Anzeigen“, das festgesetzte Wort 20 Pfg. (zweiwöchig 2 festgesetzte Worte), jedes weitere Wort 10 Pfg. Stellenangebote und Geschäftsverhandlungen das erste Wort 10 Pfg., jedes weitere Wort 5 Pfg. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Tarife für die nächste Nummer wählen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geschlossen.

Telegraphisch: „Sozialdemokrat Berlin“.

Annements-Bedingungen:

Abonnementpreis: 3,00 M. monatlich, 1,10 M. wöchentlich, 25 Pfg. freier Post. Einzelnummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pfg. Postabonnement: 1,10 M. monatlich, 1,10 M. wöchentlich, 25 Pfg. freier Post. Unter Abzug für Ausland und Österreich, Ungarn 2,50 M. für das übrige Ausland 4 M. Postabonnement: 1,10 M. monatlich, 1,10 M. wöchentlich, 25 Pfg. freier Post. Einzelnummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pfg. Postabonnement: 1,10 M. monatlich, 1,10 M. wöchentlich, 25 Pfg. freier Post.

Christlich ist.

An die Laterne!

Es war es Jesko nicht, der ganz sicher aus seiner afrikanischen Vergangenheit reizvolle Beispiele hätte beibringen können, wie man Parties (nämlich die Cousine) mit dem Herben (nämlich der Nilpferdpeitsche für die schwarzen Tiere) paart, sondern ein anderer Buttflamer, der im Herrenhaus die lang fällige Rede für die bedrohte Monarchie und gegen die verabschiedungswürdige Sozialdemokratie gehalten hat. Abgesehen dieser Buttflamer war nicht schlecht; er fand wirkliche Herben für die weinerliche Bedrängnis der Konservativen, und es sich im letzten Grunde ja doch um die verdammte Besteuerung handelt, drängt sich einem die Redensart ganz von selbst auf, man müsse zur Steuer der Wahrheit (welche die Konservativen auch ohne Hinterziehung nie zahlen müßten) bemerken, daß den verehrlichen Staatsministern selten strammere Worte abgeben wurde für ihre staatsgefährliche Vorgehen im Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

Kein, war dieser Buttflamer gut präpariert! Er wußte etwas von dem „Aug nach rechts“ bei den letzten Wahlen, der nicht ein rührender Zug ist, insofern er sich gänzlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollzogen hat. Er war dank genaue Information zu jeder Denunziation vorbereitet und unternahm es daher nicht, dem erregten Herrenhaus mitzuteilen, daß der bödige Großblod unter der Leitung grobherzlicher Staatsbeamter maršiere. Da er gerade beim Denunzieren war, machte er auch rasch noch den Staatsanwalt auf die schändlichen Artikel aufmerksam, die in der sozialdemokratischen Presse gegen Kaiser und Kronprinz ständen und empfahl eine angelegliche Verurteilung des Genossen Göhre, eine „ehemaligen evangelischen Geistlichen“, der geneigten Berücksichtigung der Anklagebehörde. Er rang die Hände vor dem „wüsten Treiben der Juden und Judengenossen“ und machte dabei die Entdeckung, die Behörden wichen vor der Sozialdemokratie zurück. Streikpostenstreiken, Arbeitswilligen, Fabern, Vizepräsident Scheidemann, Recht auf die Straße, alles floh, zu wähen drei verriß, über die staatsgefährlichen Lippen des v. Buttflamer, der sich offenkundig die zunehmende Verrohung und Kuppigkeit des Tons zum Vorbild genommen hatte, die er der Sozialdemokratie vorwarf und dessen patriotischer Koller mit Wahrheit und Anstand so lange stürmisch rang und sie dann besiegte, bis er sich zu dem Satz emporschwang: „Wie ist es möglich, daß bürgerliche Parteien mit diesen vaterlandslosen Reuten zusammengehen, deren Schlachtruf ja eilt Vive la France!“

Dem wohlgeden Herrenhausmitglied ist ein Irrtum unterlaufen: Es heißt nicht: „vaterlandslose Leute“, sondern „vaterlandslose Gesellen“ oder kurz „Geiße!“ Aber bei diesem Wasserwort der Wahrheit macht diese eigenmächtige Abänderung eines Kaiserwortes, so schlecht sie auch einem Herrenhausmitglied anstehen mag, wenig aus. Interessanter ist doch wesentlich, daß er Schladtruf der Sozialdemokratie jetzt Vive la France ist. Diese Entstellungen, die entweder von einem Analphabeten oder von einem politischen Tölpelmeister herrühren können, sind ein vortreffliches Beispiel für die Not, in der sich die echt preussischen Leute befinden. Die tatsächlichen Dinge reichen zum allergrößten Bedauern für einen frischen, fröhlichen Glanztritt gegen das arbeitende Volk nicht mehr aus. So entschließt man sich eben, durch eine ganz kleine Abänderung der Wahrheit der fruppelosen Agitation auf die Beine zu helfen und dem deutschen Bürger, soweit er sich liberal heißt und einen Orden haben möchte, groulen zu machen. In Deutschland ist ja mit der bedrohten Monarchie immer noch etwas zu verdienen und wäre sie bloß durch das Fehlen von 111 Reichsbanknoten ins Bankrott gekommen. Wenn man die Aufregung in deutschen Bürgerherzen mit ansieht, der Herr Buttflamer o trefflich Worte und nichts als Worte gegeben hat, so muß einem wirklich der peinliche Gedanke kommen, die Monarchie müßte auf recht schwachen Beinen stehen. Es läßt sich leider nicht einmal auf die fehlenden Hochrufe klagen und die verstockten Juristen, die sie unterschlagen haben, werden zu allemhin sich nicht einmal vor dem Staatsanwalt zu verantworten haben. Und warum nicht? Der Justizminister Beseler hat im Herrenhaus die Gründe schlüssig enthüllt. Er hat wirklich sich mit dem Staatsanwalt beraten, aber es habe wenig Aussicht auf Erfolg, die Hunderttunde vors Gericht zu bringen, da der Freispruch der Angeklagten wahrscheinlich und ein Triumph der Sozialdemokraten sein würde. Dies würde, so meinte der Minister, der Entrüstung, welche sich jetzt in den weitesten Volksteilen geltend gemacht hat, Abbruch tun, es sei daher besser, an diese Sache nicht zu rühren.

O, rühret, rühret nicht daran! Nicht nur, wo ein Herz in Liebe, sondern auch, wo eine Volksseele in Empörung glüht, denn ein Freispruch könnte den Herrschaften wieder zur Bestimmung helfen. Dies Bekenntnis legt ein Minister, ganz als sei die Erste Kammer ein kleines Kammerlein, vor allem Volke ab und sieht nicht ein, daß er damit genau das selbe tut, was ein solcher Freispruch bewirken würde. Wie dumm muß dieser Herr das Volk einschämen, daß er solche Regiebemerkungen laut zu machen wagt und wie, sagen wir, treudersig muß er sein, um sich über die Wirkung seiner Worte zu täuschen. Er hat mit ihnen nicht mehr und nicht

weniger gesagt, als daß die ganze Entrüstungskampagne ob der Kaiserhochgeißelung Sumburg sei und einer gerichtlichen Feststellung nicht standhalten könne. Verbindlichen Dank, Herr Minister! Wir möchten betonen, daß Herr Graf Nord von Wartenberg, der Sie wegen der strafrechtlichen Verfolgung des Eigenbleibens interpellierte, nicht von uns bestochen war, daß er Ihnen diese Falle stellte.

Aber es hätte etwas gefehlt, wenn unser mannhafter Herr v. Buttflamer nicht auch die Verewigung des Dreiklassenwahlrechts verlangt hätte. Dabei wurde er geradezu revolutionär, ganz als sei sein Schladtruf: Vive la France, und zwar: Es lebe das Frankreich von 1789. Denn um seinen Worten einen möglichst blutrünstigen Nachdruck zu geben, zitierte er einen Gefinnungsfreund, nach dessen Worten der Minister, der das Reichstagswahlrecht in Preußen einführen wollte, an die nächste Laterne gehängt werden müßte. A la lanterne! Das war einstens zur Zeit der großen Revolution ein Ruf, der den Standesgenossen des Herrn v. Buttflamer aufs schrecklichste geläufig war, wenn auch in einem anderen Sinne. Dort hat man nämlich die Minister und ihre Gefolgschaft, die mit ähnlichem wie mit der Dreiklassenwahlrecht ihre Geschäfte machten, an die nächste Laterne gehängt. Aber das ist ja nur ein kleiner Unterschied. Man hängt, was man kriegt, und wenn erst einmal die Zeit da ist, daß der alte Ruf wieder aufwacht, dann können wir uns ja noch darüber einigen, wer gehängt werden soll. Das ist eine reine Personenfrage, durch die wir uns nicht abhalten lassen dürfen, uns mit Herrn v. Buttflamer schon heute prinzipiell auf den Ruf: A la lanterne! zu einigen.

Ministerkrise in Frankreich.

Nachfolger Doumergues. — Der Kammentritt der Kammer.

Paris, 1. Juni. Privattelegramm des „Vorwärts“.) In dem heutigen Ministerrat erklärte Doumergue, die Aufgabe des Ministeriums sei vollendet, die Macht müßte jetzt in andere Hände gelegt werden. Von seinem Rücktrittschluß ließ sich der Ministerpräsident auch durch die Gegenwirkungen anderer Minister nicht abbringen. Die Demission wäre begrifflich, wenn die Radikalen entschlossen wären, sofort mit der Steuerreform zu beginnen, da Doumergue und andere Minister Anhänger der dreijährigen Dienstzeit sind. Aber man vermutete

bisher, daß die Radikalen bereit seien, abzublauen. Wie weit diese Vermutung zutrifft, muß sich bald zeigen. Die republikanisch-sozialistische Gruppe beschloß allerdings heute, nur eine solche Regierung zu unterstützen, die für folgendes Programm eintreten wolle:

1. für Maßnahmen, welche möglichst bald eine Rückkehr zum Zweijährsgeheß gestatten werden,
2. für eine Steuerreform durch Einführung der progressiven Gesamteinkommensteuer und Deckung der außerordentlichen Militärausgaben durch eine progressive Kapitalsteuer und
3. für einen energischen Schutz der Verewillichung auf allen Gebieten.

Man muß aber daran zweifeln, ob dies wirklich die Meinung der gesamten radikalen Partei ist.

Als wahrscheinlicher Nachfolger Doumergues gilt Viviani. Er selbst stimmte gegen das Dreijährsgeheß. Er ist aber keine Kampfnatur. Außer dem Ministerpräsidenten würde er das Portefeuille des Aeuheren übernehmen, Messimy würde Kriegs- und Delcassé wahrscheinlich Marineminister.

Die gemäßigste Presse macht verzweifelte Anstrengungen, um die Regierungsunfähigkeit der Linksparteien nachzuweisen. Der „Temps“ appelliert an den Präsidenten der Republik, der den künftigen Ministerpräsidenten nicht unter den Gegnern der dreijährigen Dienstzeit suchen werde. In der Tat hielt Poincaré heute in Rennes eine Ansprache an die Turner, worin er die Notwendigkeit starker Effektivebestände und rascher Mobilisierung betonte und mit weiteren Anspielungen, Gelegenheit zu einer Demonstration für die dreijährige Dienstzeit gab.

Eine schlaffe und zweideutige Haltung der neuen Regierung wäre aber ohne die Mitschuld der radikalen Partei unmöglich. Indes werden die Sozialdemokraten bald Klarheit zu schaffen wissen. Die Fraktion nahm heute eine Erklärung an, in der ausgesprochen wird, daß die Sozialisten keine Regierung unterstützen, die nicht unmittelbar die Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit ins Werk setzt.

Das neue Parlament trat trotz des Feiertages heute den Bestimmungen der Verfassung gemäß zu seiner ersten Sitzung zusammen. Zum Präsidenten wurde mit 402 Stimmen Deschanel gewählt. Der radikale Clementel wurde erster und der ehemalige Kriegsminister Messimy zweiter Vizepräsident.

Urkunden zum Fall Siemens-Schuckert.

Von Dr. Karl Liebknecht.

Nur selten gelingt es, einen Blick in die nichts weniger als appetitlichen Dessous des Hochkapitalismus zu werfen. Nur durch Zufall lüftet sich dann und wann ein Zipfelchen von seinen Toilettegeheimnissen. Zuweilen reißt ihm einer seiner Soldknechte, wild geworden, die schimmernde Hütle ab. So widerwärtig der Anblick sein mag, der zu solchen Offenbarungen führt, die politische Pflicht gebietet ihre Beachtung und Verwertung. Die Niedrigkeit des Erpressers deckt nicht die Niedrigkeit großkapitalistischer Betrugs- und Verflechtungsmanöver. Nutzt man zur Entschuldigung der jeweils bloßgestellten Person oder Firma beschwörend: „così fan tutto“ — „so machens alle!“ — nun wohl, wir sind zufrieden. Dann möge man aber gefälligst die typische Wichtigkeit, die symptomatische Bedeutung solcher Einzelfälle nicht bei anderer Gelegenheit mit pathetischer Gebärde abstreiten. Entweder — oder! Unser Kampf gilt seit je nicht vhoritärhaft den Verflechtungen einzelner, sondern eben der Verderbtheit des kapitalistischen Systems. Und dieser Kampf dient der allgemeinen Wohlfahrt. Wer ihn klar und ernstlich führt, muß freilich alle Brücken zu den bürgerlichen Parteien entschlossen abgebrochen haben. Er darf nimmer nach ihrem Beifall geizen; ihr Daß, ihre Gut müssen ihn nicht bestreiden, Totschweiger dürfen ihn nicht entmutigen, Verdrehungsmanöver nicht verwirren; auch nicht gequälte Lachsalben, — denn vieles Lachen tötet nicht, sondern zeugt nach dem schönen Sprichwort von etwas ganz anderem.

Mehrfach wurde die Siemens-Schuckert-Affäre in den letzten Wochen parlamentarisch erörtert. Jedesmal stürzten sich Regierungsvertreter und allerhand parlamentarische Abspaltler des Kapitalismus wie rasende Dertwische auf den, der es wagte, den Finger in die Wunde zu legen. Alle erdenklichen Manöver sollten zur Unterdrückung der Wahrheit dienen: pathetische Entrüstung, Spott und Hohn, Entstellung, Ableugnung. Und all das unter dem wiedernden Beifall der bürgerlichen Parteien, die sich erst vor rund einem Jahre in der Ueberraldung zu einer Aufwallung ehrlicher Entrüstung über die Ausrüstungskorruption hatten hinreißen lassen. Der Abgeordnete Bassermann brachte es gar fertig, zur Widerlegung offenkundiger Vorlesungen einen lächerlichen Ablehnungsversuch der angegriffenen Firma vorzulesen, den sie unmittel-

bar nach dem Richterprozeß zur allgemeinen Erheiterung in die Presse lanciert hatte. Gegenüber diesen Dreistigkeiten und nachdem die japanischen Gerichte inzwischen mehrere schwere Verurteilungen ausgesprochen haben, ist es am Plage, zur Veröffentlichung der wichtigsten Dokumente zu schreiten, um allen weiteren Verwirrungsversuchen einen Niegel vorzuschieben und zu zeigen, wie wohlbegründet die sozialdemokratischen Anklagen sind und welche gewaltige symptomatische Bedeutung für die Beurteilung des hochkapitalistischen Geheimbetriebes diese Affäre besitzt.

Unter dem 11. Juli 1911 schreibt die Zeitung der Londoner Tochtergesellschaft von Siemens-Schuckert, namens Siemens Brothers Dynamo Works (S. B. D. W.), an H. Herrmann-Tokio, den Vertreter der japanischen Tochtergesellschaft von Siemens-Schuckert, namens Siemens-Schuckert Denki Kaisha (S. S. D. K.):

„Es ist natürlich sehr bedauerlich, daß durch das offene Konfuzieren für das japanische Schiff, welches bei Vidars gebaut wird, so viel Leute auch auf die weiteren Aufträge, die die Japaner zu placieren haben, aufmerksam werden. Es läßt sich dies aber wohl nicht vermeiden, und es kann nur dazu führen, daß wir unsere Bemühungen bei der japanischen Admiralität, für die Lieferungen dorgeschrieben zu werden, noch verstärken.“

Jedenfalls sieht man, wie notwendig es ist, daß die Vorfahrt, Siemensfabrikate müssen genommen werden, weiter gesagt wird wie bisher. Es wird wohl möglich sein, ganz offen mit Fujii darüber zu sprechen.“

Unter dem 16. Juli 1911 schreibt der Prokurist von Siemens-Schuckert, Berlin, Rehler, an Herrmann:

„War es doch schon ein Frevel, das Kommissionsabkommen mit Fujii in London zu treffen, wo unser alles Abkommen nach besetzt und tadellos funktioniert, ganz abgesehen davon, daß derartige Abkommen prinzipiell Sache unserer japanischen Filiale sind, die allein in der Lage ist zu beurteilen, mit wem man es dabei zu tun hat und ob ein besonderer Grund vorliegt zu einem so weitgehenden Abkommen wie 5 Proz. auf die Lieferungen für das in England im Bau befindliche Schiff und 2½ Proz. für alle anderen“

ausgedacht hatten, mit einer Resignation begonnen hat, das erscheint dem Bündlerblatt weder nützlich noch erfreulich. Und es schlägt deshalb drohende Töne an:

Zunächst sollte sich die Regierung im Reiche wie in Preußen klar sein, daß die monarchisch gestimmte Bevölkerung von ihr energische Taten erwartet, um den Niedergang und die wachsende Macht der Sozialdemokratie einzubäumen. Durch die weitesten und besten Kreise unserer Bevölkerung geht ohne jeden Zweifel nicht nur eine lebhafteste Erbitterung gegen die immer dreistere Haltung der Sozialdemokratie, sondern zugleich auch ein tiefer Unmut gegen die Stellen, von denen man eine kraftvolle Politik der Tat gegen die Machtgelüste der Umgruppierte erwartet, bisher aber vergeblich erwartet hat. Und während die berechtigte Entrüstung über die Sozialdemokratie, wenn sie in richtiger Weise gelenkt und benutzt wird, zu einer Bewegung werden kann, die zur Befreiung unserer gesunkenen zurzeit so unerfreulichen und verworrenen inneren Verhältnisse führen würde, können nur zu leicht, wenn die erhofften Taten ausbleiben, Unmut und Entmutigung in den Schichten unseres Volkes wölken die Oberhand gewinnen, die die stärkste und zuverlässigste Stütze für eine kraftvolle und entschlossene monarchische Politik darstellen.

Wir müssen schon sagen, es wäre eigentlich gar zu schön, wenn die Regierung jetzt noch nachträglich von ihren Herren gezwungen würde, unsere Genossen anklagen zu lassen. Der Prozeß würde bei uns weder Unmut noch Entmutigung hervorrufen.

Für die deutsch-französische Annäherung.

Montag begann in Kiel die Tagung der Deutschen Lehrerversammlung. Sie wurde auch von zwei Vertretern der französischen Lehrer, Montjotin und Chambon aus Paris, begrüßt, die dem Vorstand des französischen Lehrervereins angehören. Sie wiesen in ihren Ansprachen darauf hin, daß es sich bei den Verhandlungsgegenständen des Kieler Lehrertages nicht nur um Angelegenheiten der deutschen Lehrerschaft und der deutschen Volksschule handelt, sondern um Fragen der Volksschulen aller Länder Europas. Es gilt, hier gemeinsame Ziele zu erreichen. Aus diesem Anlaß überbringen wir die Grüße der französischen Kollegen, in deren Namen wir die Versicherung abgeben können, daß sie gewillt sind, zur Erreichung dieser Ideale in Frieden und Eintracht mit ihren deutschen Kameraden zusammenzuarbeiten. Wir wollen unsere Kinder vor den Uebeln bewahren, die wir jetzt überwinden haben, und wir wollen niemals vergessen, daß unsere beiden Länder jederzeit großen Einfluß aufeinander ausgeübt haben. Die Ansprachen wurden mit begeistertem Beifall aufgenommen. Beide Vertreter brachten Einladungen an die deutschen Lehrer zur Teilnahme an dem nationalen Kongreß der französischen Lehrer, der demnächst in Nîmes stattfinden wird.

Am Freitagmontag hielt auch der bayerische Abgeordnete Dr. Cuidde in Lyon eine Rede, in der er erklärte, es sei der aufrichtige Wunsch der großen Mehrheit des deutschen Volkes, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben. Das Anwandeln der deutschen Rüstungen habe seinen Grund in der militärischen Schwächung Oesterreich-Ungarns infolge der veränderten Lage auf dem Balkan. Der Redner schloß, eine deutsch-französische Annäherung sei das einzige Mittel, den wachsenden Rüstungen, die gegenwärtig das zivilisierte Europa zugrunde richteten, ein Ende zu machen.

Der „Hochverräter“ Hansi.

Der Solmarter Kartaturist Johann Jakob Walz, gen. Hansi, der wegen Hochverrats an das Reichsgericht verwiesen wurde, soll gegen eine Kaution von 20 000 Mark in Freiheit gesetzt werden.

Demonstrationsstreik in Petersburg.

Petersburg, 1. Juni. Unter den Fabrikarbeitern macht sich anlässlich der bevorstehenden Verhandlung des Streikess wegen des Streiks in den Obuchowwerken eine Gärung bemerkbar. In den Betrieben der Putilowwerke, der baltischen, der französisch-russischen Werke, des Phoenix und in einigen kleineren Betrieben wurde heute die Arbeit eingestellt. Gegen Mittag betrug die Zahl der Streikenden 50 000. Bei der Unterdrückung von Demonstrationen wurden acht Personen verhaftet.

Die russische Blutsucht.

Warschau, 31. Mai. Die Strafkammer hat gegen zwei undachtzig wegen Teilnahme an der Kampforanisation der polnischen sozialistischen Partei Angeklagte das Urteil gefällt, 24 von ihnen wurden zu Zwangsarbeit von 4 bis 15 Jahren und 30 zur Deportation verurteilt; 14 Angeklagte wurden freigesprochen. Für die übrigen Angeklagten, die akkreditet oder gestorben sind, wurden keine bestimmten Strafen festgesetzt. Der ehemalige Leiter der Organisation Soubenik wurde zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Die Wieren in Albanien.

Durazzo, 1. Juni. (Meldung der Agenzia Stefani.) Die Internationale Kontrollkommission wird sich nicht nach Tirana zur Verammlung der Aufständischen begeben, weil sie die Stellung des Fürsten zu den Forderungen der Aufständischen, die sie ihm überreichen werden, abwarten will. Die Einnahme von Elbasan durch die Aufständischen steht bevor. Sie sind jetzt auf dem Marsche nach Berat.

Polizeiliche Schlafvorschriften.

Wir leben im Zeitalter der Hygiene. Ein Meer von Menschen zerbricht sich berustlich die Köpfe, wie die Menschheit gesund bleibt. In guten Rathschlägen fehlt es nicht. Gut essen und trinken, in geräumigen Wohnungen schlafen, spazieren gehen, das sind eigentlich die geläufigsten Rezepte, die jeder Mensch kennt. Und wer ein großes Vortemponaie hat, kann diese Rathschläge auch befolgen. Millionen von Menschen können das aber nicht. Sie müssen fronden, um so viel zu erwerben, daß sie nicht gerade verhungern.

Ein besonderer Zweig dieser Hygiene ist die Wohnungsfrage. Man hat Wohnungsbauämter geschaffen, um hier reglementierend einzugreifen. Alles ganz schön und gut! Für die große Masse der Bevölkerung ist aber der Wunsch, gesund zu wohnen, ein unerreichbares Ziel. Nicht, daß die Arbeiter durchaus darauf verzichten können, in kleinen, engen, dumpfen Wohnräumen zu wohnen, sondern ihre materiellen Verhältnisse nötigen sie direkt dazu, für Wohngelegenheit nur einen ganz bestimmten Teil ihres Einkommens zu verwenden. Und bei dem heutigen Stande des Wohnungsmarktes und der Mietpreise müssen die Arbeiter oft den vierten Teil ihres

Lohnes dem Hauswirth opfern, oft etwa so wohnen zu können, wie sie das selber gern möchten. Ist die Familie groß, so gestalten sich die Verhältnisse recht unheimlich.

Die Polizei scheint da abhelfen zu wollen, aber nicht durch Schaffung besserer, billiger Wohngelegenheit, sondern durch besondere Schlafvorschriften.

Reulich klagte uns eine Arbeiterfrau aus Charlottenburg ihr Leid, daß Wohnungsamt und Polizei in Charlottenburg ganz genaue Vorschriften machen, wie die einzelnen Familienangehörigen schlafen sollen. In einer vom Polizeipräsidenten Charlottenburg herrührenden Verfügung stehen folgende Vorschriften:

„Sie können bereits vom städtischen Wohnungsamt mitgeteilt ist, entspricht die jetzige Ausnützung Ihrer Wohnung, in der Sie eine Schlafgängerin aufgenommen haben, nicht den Vorschriften der Polizeiverordnung betreffend das Schlafstellenwesen vom 1. Februar 1911.

Es ist Ihnen nahegelegt worden, die Schlafgängerin in dem einen — dem kleineren — Zimmer allein schlafen zu lassen, die 3 jüngeren Kinder (2 Mädchen im Alter von 9 und 3 Jahren und einen zurzeit 11 Jahre alten Sohn) mit Ihnen und Ihrer Ehefrau in dem größeren Zimmer unterzubringen sowie die 13jährige Tochter nach der Rücksicht zu betten. In dem Zimmer, in dem Sie selbst schlafen, müßte dann ein Bett gemeinsam für die beiden jüngsten Kinder aufgestellt werden, während der Anabe einstweilen das in diesem Räume stehende Sofa als Schlafstätte zu benutzen hätte. Allerdings könnte dieses, da es auf die Dauer ein gesundes Schlafen einer erwachsenen oder in der Entwicklung begriffenen Person nicht ermöglicht, von dem Anaben nur bis zur Vollendung seines 12. Lebensjahres, also bis zum Ende dieses Jahres benutzt werden.

Dann muß auch für den Anaben eine Bettstelle gefordert werden. Auch das andere Sofa ist als dauernde Schlafgelegenheit ungeeignet.

Ihre 13jährige Tochter müßte allein nach der Rücksicht gebettet werden, wo noch ein zu beschaffendes Feldbett aufzustellen wäre, dessen Kosten gering und auch für Sie nicht unerträglich sind. Den von Ihnen diesen berechtigten Forderungen gegenüber geäußerten Wünschen, zu gestalten, daß von der Umbettung der ältesten Tochter nach der Rücksicht abgesehen wird, diese vielmehr zusammen mit der 13jährigen Schwester und der Schlafgängerin in einer Stube schlafen darf, könnte ausnahmsweise nur dann und auch nur bis zum Ablauf des Mietvertrages, also bis zum 1. Oktober dieses Jahres entprochen werden, wenn sowohl für die 13jährige Tochter ein Feldbett, als auch für das 13jährige Kind ein Kinderbett angeschafft wird, da nach den bestehenden Vorschriften Personen über 12 Jahre allein in einem Bette schlafen müssen. Von der erforderlichen Anschaffung eines Kinderbettes könnte nur dann abgesehen werden, wenn Sie und Ihre Ehefrau gemeinsam ein großes Bett benutzen und das andere vorhandene Bett dem Sohne zuweisen und dann das jüngste Kind auf dem Sofa betten.

Hierzu ersuchen wir Sie, daß Sie dem Wohnungsamt gemachte Vorschlag der für Sie zurzeit günstigere zu sein.

Falls Sie nicht vorziehen, die Schlafgängerin zu entlassen, ersuche ich Sie, innerhalb 14 Tagen die gewünschten Umbettungen vorzunehmen und die zurzeit fehlenden Schlafgelegenheiten anzuschaffen.

Ich darf erwarten, daß Sie sich den im Interesse Ihrer Familie gestellten Forderungen gegenüber nicht ablehnend verhalten und es nicht darauf ankommen lassen, gegen Sie mit Polizeistrafen vorzugehen.

Die Anordnungen über das Schlafen lesen sich ganz hübsch und die mit diesen Vorschriften beglückte Familie möchte sehr gern größere Räumlichkeiten bewohnen, die mehr Annehmlichkeiten bieten. Aber das kostet Geld, und das fehlt. Da helfen alle noch so wohlgemeinten Rathschläge nichts.

Es zeigt sich also, daß eine durchgreifende Wohnungshygiene nur möglich ist durch eine gründliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Dem stellt sich aber heute die herrschende Klasse entgegen. Die Arbeitervereinigungen, welche sich diese Aufgabe gestellt haben, werden verfolgt, die Arbeiter aufs schamlichste ausgebeutet, ihre Lebenshaltung durch eine raffinierte, einer kleinen Handvoll von Privilegierten zugute kommende Zoll- und Wirtschaftspolitik verästelert. Und dann gibt man den Arbeitern Rathschläge, wie sie auf wohnen und schlafen sollen.

Sibt es einen größeren Sobn?

Aus Groß-Berlin.

Pfingsten.

Jupiter Pluvius hat doch noch einmal Einsehen gehabt und seine Wassermänner, die in der ganzen Woche mit reichlichem Besorengen der Mutter Erde unermüdet tätig waren, im letzten Augenblick zurückgezogen. Wenn man dem Wetter der Pfingsttage auch nicht die Junktur la erteilen kann, so waren es nach dem strömenden Regen der vorigen Woche und dem damit verbundenen Temperaturumschlag doch ganz erträgliche Festtage. Besonders am Pfingstsonntage schien die Sonne so vergnügt auf Gerechte und Ungerechte hernieder, daß die bereits hervorgeholte Wintergarderobe getrost wieder eingepackt werden konnte. Die Folge des erfreulichen Wetterumschlages war denn auch, daß Tausende und Aber-tausende die Gelegenheit benutzten, um in den um Berlin gelagerten Wald- und Seengebieten frische Kraft für die kommenden Arbeitstage zu schöpfen.

Leider jedoch haben die Pfingsten vorangehenden trüben Tage vielen Geschäftsinhabern schweren Schaden gebracht. Was sollte man denn mit dem neuen Kleid, der neuen schiden Bluse und all den tausend Kleinigkeiten, wenn es ständig wie mit Rollen goß. Kein Wunder daher, daß die Anstuf des Publikums vor den Festtagen nur gering war, so daß den Geschäftsinhabern vieles auf Lager blieb, was bei schönem Wetter geräumt worden wäre.

Natürlich gab es während der Festtage bei dem ausgesprochenen Sinn des Berliner für Wasseridiot aller Art zahlreiche Leute, die ein unfreiwilliges Bad nehmen mußten. Erfreulicherweise sind jedoch die zahlreichen Ruder- und Segelbootsunfälle alimpflich abgelaufen und haben nur manchen Verunglückten einen heilsamen Schnupfen gebracht.

Ein Liebesdrama.

Im Hause Lichterfelder Straße 82 hat sich während der Festtage ein Liebesdrama abgespielt, das mit dem Tode des 27 Jahre alten Dienstmädchens C h a m a n n endete. Mehrer des Hauses bemerkten am Sonntag vormittag, daß aus dem Zimmer des Gerichtsbeamten W l e s e r, der im vierten Stockwerk wohnt, ein harter Gasgeruch kam. Als man in das Zimmer eintrat, fand man es mit Gas gefüllt, den Zimmerinhaber und ein fremdes junges Mädchen leblos vor. Der Rettungsmannschaft der Feuerwehr gelang es, durch Sauerstoffbehandlung den Mann ins Leben zurückzurufen, während bei dem Mädchen die Wiederbelebungsvoruche erfolglos waren. Als die Tote wurde das Dienstmädchen C h a m a n n festgestellt, daß seit längerer Zeit mit W l e s e r ein Liebesverhältnis unterhielt und des Nachts zum

Sonntag bei ihrem Geliebten verbracht hatte. Der schwererkrankte W l e s e r wurde nach dem Krankenhaus gebracht, die Leiche des Mädchens nach dem Leichenhause gebracht. Ueber die Einzelheiten, die die Weiben zu der Tat drängten, ist nichts bekannt, da W l e s e r bisher nicht vernunftfähig war.

Das Opfer eines Jungdeutschlandbündlers.

Der Unfug, sich mit Waffen zu versehen und davon bei allen möglichen Gelegenheiten Gebrauch zu machen, wie er in letzter Zeit oft genug bei Mitgliedern des Jungdeutschlandbundes bemerkt wurde, hat am 2. Feiertage in der Nähe Berlins wieder ein Opfer gefordert. In der Grunauer Str. unweit des Lokals „Marienlust“, spielten am zweiten Feiertag früh um 1/2 Uhr drei junge Leute, die dort scheinbar übernachtet hatten, irgendein Kriegsspiel, wobei sie auch mit Schusswaffen aufeinander losstakelten. Plötzlich brach der eine, ein etwa 15jähriger Anabe, mit dem Schrei zusammen: „Du hast mich in die Brust getroffen.“ Ein Segler, der sich in der Nähe in seinem Bette befand, eilte hinzu und brachte den Schwerverletzten, dem eine Kugel in die Wangengegend eingebracht war, nach dem Lokal „Marienlust“, dessen Besitzer den Getroffenen mittelst Wagens nach dem Copenider Krankenhaus bringen ließ. Der Altkrieger, ein junger Mensch von etwa 16 Jahren, der eine Uniform des Jungdeutschlandbundes trug, hatte sich schnell aus dem Staube gemacht. Seinen Namen anzugeben hatte er sich geweigert. Er war auch schon vor dem Vorkall von dem Segler darüber zur Rede gestellt worden, daß er im Walde ein Feuer anzündete. Die Antwort, die er gab, lautete charakteristisch: „Ich bin vom Jungdeutschlandbund, wir dürfen das!“

Der ganze Vorgang zeigt wieder, welche Kräfte die Erziehung der Jugend im Jungdeutschlandbunde zeitigt. Das Treiben dieser „erläuchteten“ Helden wächst sich zu einer öffentlichen Gefahr aus, wenn seitens der Behörden nicht bald wenigstens ein nur annähernd so großer Eifer gegen das Auftreten der Jungdeutschlandbündler entfaltet wird wie gegen die Arbeiterjugend.

Der letzte Ausweg.

Durch einen verzweifelten Schritt versuchte der Militär-anwärter A n o p f aus der Weichenburger Straße seinem Elend ein Ende zu machen. Anopf wartete nach seiner Entlassung vom Militär seit längerer Zeit vergeblich auf irgendwelche Anstellung. Aus Verzweiflung über seine Mittellosigkeit und die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen stürzte er sich in der Nähe des Treptower Forstes in die Spree. Den Inhasen eines in der Nähe weilenden Ruderbootes gelang es, den Lebensmüden dem toffen Element zu entreißen und ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Tödlicher Straßenunfall.

Ein aufregender Vorgang spielte sich am Sonntagnachmittag auf dem Schloßplatz ab. Dort wurde eine 49 Jahre alte Frau K e t z o w s k y aus Landsbut, die während der Festtage bei Verwandten auf Besuch weilte, beim Ueberschreiten des Fußbammes von einer Automobilrosche erfaßt. In schwer verletztem Zustande wurde die Verunglückte unter den Näheren hervorgeholt und nach der nächsten Hilfskade gebracht. Dort verstarb sie, ohne noch einmal das Bewußtsein erlangt zu haben.

Beim Baden ertrunken.

Das Baden an verbotener Stelle hat am ersten Feiertag im Tegeler See wieder ein Opfer gefordert. In der Nähe der Insel Scharenberg hatte sich ein junger Mensch entleidet, um zu baden. Er schwamm ziemlich weit auf den offenen See hinaus, als ihn plötzlich die Kräfte verließen. Jetzt rief der Schwimmer flehentlich Hilfe aus, worauf von hier aus Rettungsversuche unternommen wurden. Ehe man jedoch zur Anschließung gelangen konnte, war der junge Mensch untergegangen und er-trunken. Nur noch den Leichnam des Unbekannten vermochte man einige Zeit später zu bergen.

Großfeuer in Wilmersdorf.

In der vierten Nachmittagsstunde wurde am Pfingstmontag die gesamte Wilmersdorfer Feuerwehr nach der Büttembergischen Straße 34 gerufen, wo der Dachstuhl des Vorderhauses seit in ganzer Ausdehnung in Flammen stand. Aus der glücklichen Lösung der Charlottenburger Feuerwehr erschien auf der Brandstelle, brauchte aber nicht in Tätigkeit zu treten. Die Wilmersdorfer Wehr bekämpfte das Feuer mit vier Schlauchleitungen, und zwar brangen die Rohrführer teils über zwei mechanische Leitern, teils über die Treppen gegen den Brandherd vor. In der Hauptsache galt es, die Dachstühle der Seitenflügel zu halten, was auch schließlich gelang. Aber erst nach dreistündiger harter Arbeit konnte die Wehr den Brandplatz wieder verlassen. Der Dachstuhl des Vorderhauses ist vollständig niedergebrannt.

Letzte Nachrichten.

Der König von Aethiopien.

Abdis-Abbeba, 1. Juni. A a s M i c h a e l, der Vater von Lidch Teassa, ist heute bei einem von ihm gegebenen Gastmahl zum Könige von Wollo und Tigre gekrönt worden.

Wessiny lehnt ab.

Paris, 1. Juni. Wessiny hat die Wahl zum zweiten Vizepräsidenten der Kammer abgelehnt.

Unruhen auf Sizilien.

Rom, 1. Juni. Seit einiger Zeit bekanden wegen des Schwefeltransportes von Portempedocle nach Catania Meinungsverschiedenheiten zwischen den Arbeitermassen beider Städte. Catania suchte seinem Standpunkt Nachdruck zu geben durch einen 24stündigen Streik, der heute durchgeführt wurde und eine Ermächtigung der Bahntarife zugunsten Catanias bewirken sollte. Die Arbeiterbevölkerung von Portempedocle beschuldigte in einer Versammlung in der Arbeitskammer das Schwefelgruben-Konjortium, daß es in der Frage des Schwefeltransportes nicht läte und so Portempedocle schädige. Auch hier wurde ein Streik sofort durchgeführt, aber die stark erregte Volksmasse beschädigte auch Eisenbahnwagen und Bureau des Hauptbahnhofs, unterbrach Telegraph und Eisenbahn und steckte das Bureau des Konjortiums und mehrere Schwefelhallen in Brand, welsch letztere am späten Abend noch brannten. Der Präfekt von Girgenti schickte sofort Truppen nach Portempedocle. Die Volksmenge zog vor das Rathaus, wo es dem Bürgermeister gelang, die Einstellung der Gewalttaten zu erreichen, indem er versprach, die Regierung für die Besäuerden der Arbeiterchaft zu interessieren.

Entführung eines Ausländers.

Konstantinopel, 1. Juni. Der belgische Landwirtschaftsingenieur Lucien T a d, der bei Thyra an der Eisenbahn Smyrna-Alex ein landwirtschaftliches Gut bewirtschaftet, ist vorgeführt von einer Rauberbande entführt worden. Nach Konsultationsmeldungen soll es sich um eine türkische Bande unter Führung Hadshi Mustafa handeln. Die Bande verlangt ein Lösegeld von 6 000 Pfund oder 125 000 Frank. Die belgische Gesandtschaft hat bei der Porte Schritte unternommen. Die Regierung sandte Gendarmen zur Verfolgung der Räuber aus und ergriß Maßnahmen zur Sicherung des Lebens des gefangenen Belgiers.

In der Einheit liegt die Macht!

Wehelos wäre die Arbeiterklasse, gäbe ihr nicht die Zusammenfassung ihrer Kräfte Stärke und Macht. Darum ist es Pflicht jedes Arbeiters, sich seiner

politischen und gewerkschaftlichen Organisation

anzuschließen, um aktiv und mit aller Energie teilzunehmen an dem großen Befreiungskampfe seiner Klasse.

Tretet ein in die sozialdemokratischen Wahlvereine, werdet Abonnenten des „Vorwärts“.

Beitrittserklärungen zu den Wahlvereinen werden entgegengenommen im Berliner Verbandsbureau, Berlin SW 68, Lindenstraße 2 I.

Bestellungen auf den „Vorwärts“ nehmen die Hauptexpedition, Berlin SW 68, Lindenstraße 69, sowie alle Filialexpeditionen entgegen.

Theater.

Dienstag, 2 Juni 1914.

Anfang 4 Uhr.

Urania. Mit dem „Imperator“ nach New York.

Anfang 5 Uhr.

Vossage-Theater. Kino-Varieté. Potsdamer Naturtheater. Alt-Potsdam.

Anfang 7 Uhr.

Kgl. Opernhaus. Barfüßl. Kgl. Schauspielhaus. Der Gant. Einiges Rollendorf-Theater. Lustspiele.

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Berliner Prater-Theater. Origi.

Anfang 7 $\frac{3}{4}$ Uhr.

Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Zum Hofen der Jungfrau.

Deutsches. Hamlet.

Leistung. Das Märchen vom Wolf.

Kammerstücke. Erdgeist.

Deutsches Opernhaus. Figaro's Hochzeit.

Schiller O. Heiligenwall.

Schiller Charottenburg. Weh dem, der lügt.

Deutsches Künstler-Theater. Schneider Wibbel.

Vertäuer. Wie einst im Mai.

Röntgenröhre Straße. Nr. 20.

Theater des Meckens. Geschlossen.

Kleines. Reizendes Geheiß.

Thalia. Wenn der Frühling kommt.

Reizend. Die verlorne Liebe.

Wolfe. Das Kästlein Beth.

Wolff's Operetten. Als ich noch im Hügellande.

Parktheater. Die spanische Fliege.

Parktheater. Ein Reizend. Der Herr übermorgen. Kleines-Parke.

Abollo. Spezialitäten.

Wintergarten. Spezialitäten.

Reichshallen. Steiner Sänger.

Palast-Theater. Das Ritzel.

Anfang 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Theater am Rollendorfplatz. Der Turbaron.

Romdierhaus. Kammermusik.

Friedrich-Wilhelmstädtisches. Die Ritzel-Geschichte.

Birtus Musik. Das Ritzel.

Theater an der Weidenbammer Brücke. Der müde Theodor.

Walhalla. Zwischen Himmel und Erde. Ein Paar Damenbüchsen.

Luft. Der wilde gelbe Mann.

Soltes Caprice. Der Luftkammer.

Das Kammer. Das Erdbeben.

Anfang 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Neues Volk-Theater. Maria Friedhammer.

Admiralspalast. Im Tangoslab.

Operntheater. Invalidenstr. 57-62

Admiralspalast

Eisarena.

Heute 2 Vorstellungen

nachm. 5 Uhr, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

Das effektvolle Eisballett: „Die lustige Puppe“.

Außerdem abds. d. Nov. „Im Tangoslab“.

Nehm. u. ab 10 $\frac{1}{2}$ Uhr halbe Kassenspreise. — Wein- u. Bier-Abteilung.

Elysium

Landsberger Allee 40/41.

Täglich: Konzert, Ball,

Spezialitäten Franz Sobanski.

Anfang 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. Eintritt 10 Pf.

Bereine: Saal u. Garten gratis.

Anton Boekers Festsäle

Weberstr. 17.

Tel.: Amt Köpenick 13414.

Empfehle keine Edele zu Besammlungen und Festlichkeiten jeder Art.

Kleine und große Säle, großer Garten mit feierlicher Theaterbühne sowie große Reizeinrichtungen stehen den geehrten Gewerkschaften und Vereinen jederzeit zur Verfügung. Eingehend Anton Boekers, Weberstraße 17.

Puck

Die
Qualitäts-
33
Cigarette



Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands.

Ortsverwaltung Berlin.

Bureau: Berlin O., Rosenthalerstr. 11/12, Restaurant Schilling. Amt Norden, 2438.

Achtung!

Wir empfehlen bei Veranstaltung von Vergnügen usw. den geehrten Vorständen, Komitees und Saalhabern unseren **kostenlosen Arbeitsnachweis, Rosenthalerstr. 11/12.**

Geschäftszeit täglich von 10 $\frac{1}{2}$ —1 Uhr mittags.

Rapellen vom größten bis kleinsten Dreier stehen jederzeit zur Verfügung. Der Vorstand. NB. Unsere Mitglieder sind im Besitz einer Kontrollkarte. Dieselbe ist für das 2. Quartal blau und muss mit dem Verbandspiegel versehen sein. Alle andere Legitimation ist ungültig und ist sofort anzuhalten.

Selowsky's

Caruso-Cigaretten

sind

garantiert trübsfrei!

Arbeiter-
Gesundheits-Bibliothek
Jedes Heft 20 Pf.

H. & P. Uder, Berlin SO. 16,
Engel-Ufer 5.
Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.
Spezialität: Nordhäuser Kautabak von
G. A. Kanewacker, Grimm & Triepel.
Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.
Amt IV. 3014.

Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher etc.

Bureau: Reichenstr. 28, part. Filiale Berlin. Red. Radin-Gormannstr. 13
Fernspr.: Amt Köpenick 4787. Fernspr.: Norden 8791-97

Donnerstag, den 4. Juni 1914, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr:

Sektionsversammlung der Lackierer

im Gewerkschaftshaus, Engelufer 15.

Tagesordnung:

1. Antrag der Vertrauensmänner zur Sektionsleitung. 2. Vortrag über „Das kommunistische Manifest“. Referent Kollege Schlemmer. 3. Verbandsangelegenheiten. 135/6

Die Kollegen werden erlucht, zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Mitgliedsbuch legitimiert!

Die Sektionsleitung.

Spezialarzt

f. Geschlechtskrankheiten, Harnleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen. Institute: Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße. Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11. Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/2, 11-2 u. 1/2-1/2 10 U. abds., Sonnt. 11-1.

Für Frauen: 11-1 Uhr. Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzögl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.

Man verlange im eigenen Interesse 43 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.

Warnung vor minderwertigen Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

Ehrlich - Hata - Kur (ohne Berufsstörung) nach neuester, erfolgreichster Methode. (Siehe Broschüre.) Mikroskop, und chem. Blut- und Harn-Untersuchung.



Fordern Sie

Engel-Marke

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann erhalten Sie das gewünschte „Engelhardt“

„Caramel-Bier“

alkoholarm, pasteurisiert

Blumen- und Kranzbinderei von Robert Meyer, Anb.: P. Golletz Mariannenstr. 3. Tel. Mpl. 346

Oskar Wollburg Trauer-Magazin Berlin N., Brunnenstraße 56. Große Auswahl in schwarzer Konfektion; auch einz. Röcke, Blusen, Hüte etc. Anfertigung nach Maß in 12 Stunden. Änderungen sofort.

Bruchbandagen Leibbinden, Geradenhalter, Irrigatoren, Spritzen etc., Suspensorien, sowie alle Artikel z. Krankenpflege empfiehlt Fabrikant Pollmann, jetzt Berlin N., Lothringer Str. 60. Eigene Werkstatt. Lieferant für Krankenkass. Fachgem. Bedienung. Paul Singer & Co., Berlin SW.

Berliner Uk-Trio Adr. Neukölln Lahnstr. 74 L

Radfahrerarten Wandertarten hält stets vorrätig Buchhandlung Vorwärts Lindenstr. 69 (Cobden)

Glas und Porzellan-Kaffeemaschinen, Kegel und Kegelkugeln. H. Krüger, Berlin N. 54. Lothringer Str. 55.

In Freien Stunden Die Wochenschrift für Arbeiterfamilien Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf. Hierzu 1 Beilage.

Der Titel-Automat.



Der Neue im Herrenhause.

No, nu hat er ja auch die Mumien beschwichtigt: Glauben Sie ja nich, ich wäre so einer. Die Ansicht hab' ich schon früher berichtet. Ich bin, im Grunde genommen, gar keiner.

Sie wollen von mir kein Programm erwarten; Programme soll man später bekräft'gen. Ich zieh es drum vor, mich mit Redensarten, Die lieblich im Ohre sind, zu beschäft'gen.

Sozialpolitik? Gewiß, Ihrer Meinung! Bin ja doch gern Ihr ergebener Bremser. Ich seh' in den Sozials 'ne trübe Erscheinung Und werde sie bürsten, die ruppigen Wämser!

Den Dänen muß man die Grenze verbauen. Den Mittelstand, ja, den müssen wir pfelegen. Vor allem gilt's, auf die Sozials zu hauen Und ihnen das Streifen et cetra zu legen.

Es müssen sich sammeln die Starken und Stolzen; Kein Bürger auch darf uns'rer Fahne entrennen; Auf daß wir die Sozials gemeinsam verholzen Und so des Arbeiters Seele gewinnen. . . .

„'rra, 'rra!“ Und es klappern mit ihren Gebeinen Die Mumien Beifall: Fest druff auf die Sozzen! — Wir aber möchten vor Leibschmerzen weinen. Es ist ja zum — um die Kollik zu kriegen.

Car.

Das Wahlschwein.

Eine Szene aus Belgien von Christel Buisse.

Die Liberalen haben im Falle des Sieges dem Volke versprochen: Sechs Tonnen Bier, ein Fäßchen Genever und vier große, schöne Schinken.

Die Katholiken haben im Falle des Sieges dem Volke versprochen: Acht Tonnen Bier, ein Faß Genever und ein ganzes Schwein.

Die Abstimmung ist vorüber. In lärmenden, wimmelnden Scharen steht das Volk mitten auf der Straße vor dem Gemeindehaus, um die Bekanntmachung des Wahlergebnisses zu erwarten.

Man weiß noch nichts, aber es gehen wirre Gerüchte um. Oben, hinter den blanken Fenstern des ersten Stockwerkes, erscheinen ab und zu Gesichter.

Da bricht es plötzlich los! Ein wildes Jauchzen, das die Fenster klirren macht, ein wildes Schwirren von Armen und Hüften, im Ru sind zwei, drei Fenster aufgerissen, ein donnerndes Geschrei und Hochrufen.

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen!“ Ein großer Teil des untenstehenden Volkes stiebt schreiend auseinander und rennt wild durch die Gassen. Andere erwidern das Hoch, wieder andere schleichen sich still und hastig davon. Auf dem Gemeindehaus wird die Fahne aufgezogen, donnernd poltern einzelne Männer die Treppe herab, Tauben werden flügelstreichend losgelassen. Die katholische Partei, die am Ruder war, triumphiert; die Feinde sind geschlagen, die Dorfmusik wird zusammengetrommelt, auf dem Kirchturm beginnen die Festklöden zu läuten.

„Zum Marktplatz! Alles zum Marktplatz!“ ruft eine Stimme. Und alles rennt dem Marktplatz zu, schreiend, lachend, brüllend:

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen!“
Mitten auf dem Dorfplatz steht als Befehlshaber der Feldwächter, mit feuerrotem Gesicht und mit gezogenem Säbel. Zwei Männer tragen an einem Hebebaum eine schwere Tonne voll Bier herbei. Die Tonne wird auf eine hölzerne Stellage gestellt und entspundet. Das braune Rah rinnt heraus und bildet im Sand eine kleine Lache.

„Jeder wartet, bis er an die Reihe kommt! Es ist genug für alle da!“ poltert der Feldwächter, drohend den Säbel schwingend. Aber es nützt nichts. Immer wilder drängt der Wöbel heran, und Tonne, Stellage und Feldwächter werden über den Haufen gerannt und in den Sand geschleudert. Mit gellendem Geschrei stürzt die gierige Menge grapschend und sich balgend in den Bierflutungen nieder.

Der Feldwächter steht fuchend wieder auf und haut blind drauf los. Unter Schredendrufen wagt die Menge wieder zurück. Einige haben am Dähnen getrunken und lachen aus triefendem Munde. Anderen sind Gesicht und Hände mit klebrigem Sälamm beschmiert. Von hinten drängen auf allen Seiten treisende und schreiende Frauen nach, mit Kesseln und Kannen, die sie über den Köpfen schwingen.

Eine zweite, eine dritte Tonne wird gebracht und auf die Holzstellage gestellt. Der Feldwächter verbietet mit drohend erhobnem Säbel, daß jemand die Hand danach ausstrecke. Das etwas ruhiger geworden Volk murr. Einzelne lachen und reihen Wipe.

„Anzapfen!“ befehlt der Feldwächter den Brauerknächten. In jede Tonne wird ein Hähnen geschlagen, und die Anechte lassen das Bier in große Gläser laufen, die sich schäumend bis zum Rand füllen.

Das Volk trinkt! . . . In vierfacher Reihe schieben sich Männer, Frauen, Kinder, dicht aneinander gedrängt, aber nun verhältnismäßig ruhig, zu den unaufhörlich Bier ausstrahlenden Tonnen vor. Die gierigen Augen funkeln, die Lippen bewegen sich schamend und ledigen nach dem zu erwartenden Genuß. Es kostet nichts, und man kriegt so viel als man trinken mag und kann.

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen!“ brüllt plötzlich eine Stimme. Und hunderte brüllen es johlend und lachend nach: „Nieder mit den Liberalen! Hoch die Katholiken!“

Überall beginnt das Dorf zu flagen; in der Ferne spielt schon die Musik und donnern die Böllerschüsse, die den Sieg verkünden. Auf dem Turme läuten unerträglich die Glöden. Aber niemand hört darauf; immer zahlreicher drängt die Menge zu den strömenden Tonnen. Die meisten Frauen, deren Durst jetzt gelöscht ist, wollen einen Vorrat mit nach Hause nehmen. Sie schwingen ihre Blechbüße, Kesseln und Kannen. Aber laut wird dagegen protestiert. Nein, nein, erst trinken, trinken, bis man daneben niederfällt, und dann die Kannen füllen! Eine der Tonnen ist schon leer, eine andere wird an ihren Platz gelegt, und plötzlich begrüßt ein drausendes Hurra das Erscheinen des Faßes mit dem Genever.

Eine Anzahl Männer und auch einzelne Frauen und Kinder lassen sofort die Biertonnen im Stich und drängen nach dem Geneverfaß. Ein Hähnen wird hineingeschlagen, und bald gibt auch dieses Faß seinen Inhalt her. Klar wie Wasser, einen durchdringend scharfen Duft verbreitend, fliebt der berausende Saft in die Gläser. Und wie Wasser stürzen ihn die Männer hinunter, auf einen Zug, ohne zu schlucken. . . . Die Weiber beginnen schritt zu kreischen, ein Durstend Kinder, schon toll und voll, taumeln lichernd über den Platz.

„Au' unser Schwein! Unser Schwein!“ Das versprochene Schwein steht schon im Hof eines Wirtshauses bereit. Auf Befehl des Feldwächters wird es herausgeholt.

Es ist ein schönes Schweinchen, von mittlerer Größe, mit rotgefärbter Haut, wie ein nacktes Kind, mit einem kurzen, schief eingeklinkten Schwänzchen und einem einzigen grauen Fleck auf dem linken Ohr. Silber Jubel begrüßt sein kurrendes Auftreten, und hunderte Scharen stürzen um das Tier und führen Hand in Hand hupfend und springend einen wilden Rundzug aus:

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen! Hoch unser Schwein! Hoch unser Schwein!“

„Lacht uns mit ihm durchs Dorf ziehen!“ schreit eine Stimme. „Mit Büchsen am Steich!“ ruft ein zweiter.

„Ja, ja, mit Büchsen, Saperlot! Wer hat Büchsen?“ schreien hunderte.

„Und mit 'nem Wahlzettel' auf'm Rücken!“

„Ja, Baptaufend, mit 'nem Wahlzettel' auf'm Rücken!“

Eine alte holkvetrotzte Feneröhre wird geholt und mit einem starken Strich an einem Hinterbein des Schweines festgebunden. Auf seinen Rücken wird ein Wahlzettel geklebt. Das Schweinchen murr und schnüffelt.

Vor dem Hause des Notars, einem der Kandidaten der „gehüchsten“ liberalen Liste, wird kurz Halt gemacht. Das Schweinchen wird nach vorn geschoben und die ganze Bande läßt ein ohrenzerreißendes Durcheinander von Heulen, Pfeifen, Huhugeschrei und Nachahmung von Tierstimmen hören. Ein Stod fliegt gegen die

*) Ein ländlicher blämischer Gebrauch. Nach der Wahl werden zum Hohn alte Ofenröhren — „Büchsen“ — vor den Wohnungen der unterlegenen Kandidaten hin- und hergeschleppt.

Die Kabinettsorder von 1798.

Der liberale Abgeordnete Dr. Müller-Weininger fährt fort, mit dem Enthusiasmus, den selbst bayerische Liberale für die Hohenzollern hegen, Beweise für die Gerechtigkeit im Reichstag erörterten Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. über das Verhältnis von Militär und Zivil heranzuschleppen. An diesem Streit ist lediglich interessant, daß der heutige preussische Kriegsminister mit Bravour die Unrechtheit der Kabinettsorder behauptet, die liberale Opposition für ihre Gerechtigkeit kämpft. Es ist ein Verdienst des Kriegsministers, eine jämmerliche Legende über die Bürgerfreundlichkeit preussischer Könige ausgetrotzt zu haben; wenn er auch mit dieser Bemühung in Konflikt mit dem Freiherrn v. d. Goltz gerät, der gerade aus der Bevorzugung des Zivils vor dem Militär den Zusammenbruch von Jena ableitet.

Tatsächlich kann die Frage ganz auf sich beruhen bleiben, ob jenseits ein papierner Witz des Müller-Weininger Inhalts ergangen ist oder nicht. Moralisch ist die Kabinettsorder in jedem Falle unecht. Denn zu keiner Zeit war die Rechtlosigkeit des Bürgertums und die Bevorzugung der Offizierskaste schroffer durchgeführt als zur Zeit Friedrich Wilhelms III. In meinem „Ende des Reichs“ habe ich die urkundlichen Beweise für die Richtigkeit der Behauptung eines Zeitgenossen (v. d. Zent) gegeben: „Die Vorliebe des Königs zum Militär übersteigt fast alle Begriffe — wenn das Zivil mit dem Militär in Konflikt gerät, so zieht das erstere immer den kürzeren.“ Es sei gestattet, einige Ausführungen aus dem genannten 1906 erschienenen Buche zu wiederholen.

Ein Kabinettsbefehl aus dem ersten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms III., in dem die Offiziere darauf aufmerksam gemacht werden, daß es die Bürger seien, nicht der König, die die Armee erhielten und schroffe Behandlung von Bürgern mit Arrest, Kastration und Todesstrafe bedroht wurde, scheint nur für die künftigen Sammler von Hohenzollern-Anekdoten abgefaßt worden zu sein, sofern er überhaupt echt oder den Beteiligten zur Kenntnis gebracht worden ist. In der Praxis griff der König unbedenklich in die Justiz ein, um für Zivilisten, die in Streit mit Offizieren geraten waren, allzu milde Urteile zu vereiteln. So überstand er dem Kammergericht am 19. Dezember 1801 ein Reskript an die südpreußische Regierung zu Posen mit der Weisung: „Und habt Ihr Euch nach der hierüber geäußerten Allerhöchsten Willensmeinung in vorkommenden Fällen gebührend zu achten.“ Das königliche Reskript beauftragt sich mit einer Beschwerde des Generalmajors von Brüßewitz, daß ein Herr von Kowalewski, der in erster Instanz wegen Beleidigung eines Wachpostens zu vier Monaten Festungsarrest verurteilt war, in zweiter Instanz mit 100 Talern Geldstrafe davongekommen sei. Das hat Friedrich Wilhelm III. mit Befremden vernommen, er will in diesem Falle zwar die Strafe nicht schärfen, hat es indes „der ähnlichen Fälle wegen, die etwa künftig eintreten können, für nötig erachtet, allerhöchstens südpreußischen Regierung zu Posen diese Weisung zu geben, damit das Ansehen des Militärstandes überhaupt, besonders aber einer Wacht durch schädliche Gefährdung nicht gefährdet werde.“ Die Schildwache wurden gesehlich mit höherer Glaubwürdigkeit als die Zivilisten begabt. Danach hatte es jede Schildwache in der Hand, Zivilisten in den Kerker zu bringen, und militärische Vorgehensformen auf diese sichere Weise auch gelegentlich Kadaver an Bürgerlichen durchführen. Anfangs 1806 erging sogar ein königlicher Befehl, wonach bei öffentlichen Handeln zwischen Offizieren und Personen bürgerlichen Standes den Zivilisten der Rechtsweg überhaupt abgeschnitten wurde. Selbst Behörden — das ewig preussische Zubern! — behielten gegen Offiziere Unrecht. Als ein Major die Königsberger Kammer grob beleidigt hatte und der Minister v. Schrötter dem König empfohlen hatte, der Behörde Genugtuung zu verschaffen, ließ Friedrich Wilhelm III. der Kammer in einem groben Schreiben wissen, daß sie sich wegen ihres unschuldigen Benehmens die Beleidigung selbst zuzuschreiben habe. Ein hoher Beamter wie Hans v. Geld wurde bei der amtlichen Besichtigung eines Armenhauses 1799

von einem Generalleutnant, einem General und einem Major, zu Dreien, verhöhnt, beschimpft und brutal behandelt. Auf Beschwerde an den König erhielt er lediglich eine private Antwort des Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III. mit einigen beschwichtigenden Wendungen und einem amtlichen Weisheit, in dem die Nichtinnehaltung des Instanzenzuges gerügt wurde.

Es ist in der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. nicht vorgekommen, daß ein Bürger gegen einen Offizier geschickt wurde. Wie denn auch ein Gouvernementsbefehl von 1803 dem Militär jeden Umgang mit dem Bürgertum verbot. Auch nach der Niederlage von Jena wurde es nicht anders. Danach darf man in diesem Falle den preussischen Kriegsminister beglückwünschen, daß er ausgesprochen hat, was in Preußen war, ist und solange sein wird, als das Volk es duldet.

Fünfunddreißig Millionen.

Deutsches Geld in Monte Carlo. Der Verwaltungsrat des Casinos von Monte Carlo trat vor kurzem zusammen, um die Bilanz für die abgelaufene Saison zur Kenntnis zu nehmen. Die Pruttoeinnahmen des Casinos sollen im verflochtenen „Spieljahr“ die Höhe von 47 Millionen Frank erreichen haben. Davon sind nicht weniger als 35 Millionen deutsches Geld, das heißt von Spielern aus Deutschland verloren.

Diese kleine Notiz fand ich in einer großen Tageszeitung, ganz unbeachtet in einer Ecke. Aber soll sie unbeachtet bleiben? Nein. Wir wollen doch etwas vernehmlicher diese hübsche, runde Zahl

35 000 000

(in Buchstaben fünfunddreißig Millionen) aussprechen. Wie ist doch die Antwort der Kapitalisten, wenn wir wenige Pfennige mehr fordern. Oder wenn wir den Achtstundenarbeitstag haben wollen, um unsere Kräfte länger zu erhalten und um uns unserer Familie und der Erziehung unserer Kinder widmen zu können?

„Es geht nicht, Handel und Industrie leiden zu sehr darunter.“ Ist diese ungeheure Summe, sind diese 35 Millionen leichter zu entdecken, weil es Spielverluste sind?

Sehen wir den Fall, daß die obengenannten Millionen zu einer Hilfe für die Arbeitslosen, für unsere Armen, deren Frauen und Kinder bestimmt wären.

Sehen wir den Fall, 35 Millionen wären für gesunde Wohnungen gegeben.

Sehen wir den Fall, diese Summe sollte für die Veteranen von 1870/71 verwendet werden und ihr oft besprochenes grenzenloses Elend würde dadurch gemildert.

Sehen wir den Fall, 35 Millionen würden stillschweigend sonst verkommenen Menschen die Stütze sein, ordentliche, brauchbare Menschen zu werden.

Sehen wir den Fall — ja man könnte noch 1000 Fälle sehen, aber: Das Geld ist verspielt — und wird nächstes Jahr wieder verspielt werden.

Der politische Massenstreik.*

Gerade in diesem Augenblick, da im Anschluß an die Erklärung des neuen Mannes im preussischen Ministerium des Innern zur Wahlrechtsfrage innerhalb der Sozialdemokratie auf neue der Auf nach Anwendung des politischen Massenstreiks eschallt, ist es von Nutzen, das Buch zur Hand zu nehmen, in dem Karl Kautsky nicht eine Geschichte des politischen Massenstreiks, wohl aber eine Geschichte der Massenstreikforderungen in der deutschen Arbeiterpartei gibt. Selbst wer sich stets auf dem laufenden in dieser wichtigen Frage gehalten hat, wird erstaunt

* Karl Kautsky. Der politische Massenstreik. Ein Beitrag zur Geschichte der Massenstreikdiskussionen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1914.

sein, wieviel neue Gesichtspunkte sich aus der Zusammenstellung und Vergleichung all der Artikel, Broschüren und Reden ergeben, in denen das Problem in den letzten Jahrzehnten abgehandelt wurde.

Denn wenn der Massenstreik auch weit älter ist, so haben wir eine Massenstreikdiskussion in der deutschen Sozialdemokratie doch erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit. Der erste grobhartige politische Massenstreik war der „heilige Roman“ der englischen Chartisten im September 1842, ein Streik, der zur Erringung des allgemeinen Wahlrechts ohne feste Organisation und sichere Leitung unternommen wurde, sich aufflammte, sich rasch ausdehnte, aber schließlich kraftlos in sich zusammenfiel. In der Folge tauchte der Gedanke des Generalstreiks als eines Hebel, um die soziale Welt aus den Angeln zu heben, nur in dem wirren Ideengang antiparlamentarischer Anarchisten auf, und wenn auch der Brüsseler Kongreß der Internationale 1868 sehr nahe die Ansicht aussprach, „daß es genüge, die Arbeit einzustellen, um einen Krieg unmöglich zu machen“, so erlangte dieser Beschluß doch, wie sich bald zeigte, jeder praktischen Bedeutung. Im Anschluß an den unglücklichen spanischen Aufstand des Jahres 1873 brandmarkte Friedrich Engels gar den allgemeinen Streik bahnminischer Oberbahnen als planlos und blödsinnige, von vornherein zum Scheitern verurteilte Aktion. Damit war für zwei Jahrzehnte Ruhe.

Auch in dieser Frage mußte die Praxis zunächst die Theorie befruchten. Im Anschluß an die erfolgreichen politischen Streiks der belgischen Arbeiterklasse, die der Erringung des Wahlrechts dienten, wies zunächst Kautsky 1891 auf die Möglichkeit hin, daß „ausgedehnte Arbeitseinstellungen große politische Wirkungen hervorrufen können“. Im Februar 1894 setzte dann Bernstein in der „Neuen Zeit“ die Situationen auseinander, „wo der politische Streik das bewirken kann, was einst der Barrikadenkampf leistete“, und nachdem sich inzwischen auf dem österreichischen Parteitag von 1894 Adler für den Massenstreik als äußerstes Kampfmittel ausgesprochen, aber jede bedingungslose Verpflichtung auf seine Anwendung abgelehnt hatte, erwähnte Parvus im Frühjahr 1896, gleichfalls in der „Neuen Zeit“, die Voraussetzungen für einen Erfolg des politischen Streiks, nämlich: einmal Organisation der Arbeiterklasse und zum zweiten Geldmittel. Als aber auf dem Hintergrund einer günstigen Wirtschaftsjunktur und siegreicher gewerkschaftlicher Kämpfe der Revisionismus mit all seinen Träumen vom „friedlichen Sinecivialis in den Zukunftsstaat“ aufblühte, schob der Streit um sozialistische Prinzipienfragen vordringend die Erörterung des Massenstreikproblems beiseite.

Erst ein neuer Streik in Belgien, der des Jahres 1902, der mit einer Niederlage der Arbeiterklasse endete, sollte die Frage auch wieder für das deutsche Proletariat auf. Die Genossen Luxemburg, Rehring und Parvus bestritten zunächst die Notwendigkeit der Diskussion, wobei Rehring es mit Recht Parvus gegenüber als eine ganz verkehrte Taktik bezeichnete, im voraus bestimmte Abwehrmittel gegen Gefahren zu richten, die — es handelte sich um den Raub des Reichstagswahlrechts — einmal eintreten können. Der Wiener Parteitag des folgenden Jahres brachte eine Verurteilung Adlers über den Massenstreik im allgemeinen und über den belgischen Streik im besonderen, an dem er es rühmte, daß er in einer vernünftigen, besonnenen und klaren Weise zu Ende geführt worden sei.

Da auf die Tagesordnung des Internationalen Kongresses von 1904 die Frage des politischen Massenstreiks gesetzt war, schloß die Diskussion auch nicht mehr ein. Hilferding unterstrich in der wissenschaftlichen Wochenchrift der deutschen Sozialdemokratie, daß hinter dem allgemeinen Wahlrecht der Wille zum Generalstreik stehen müsse, der für die Arbeiterklasse sei, was Barrikade und Steuervertweigerung für das Bürgertum waren, die ultima ratio, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Edicin, bedenklicher gestimmt, wies darauf hin, daß der Generalstreik eine recht zweifelhafte Waffe sei, und Kautsky zog in einer Reihe tiefergründiger Artikel, die die ganze internationale Lage in den Bereich ihrer Betrachtungen rückten, am Februar 1904, bereits die russische Revolution voraussetzend, aus dem belgischen Beispiel die Lehre, daß es für uns in Deutschland ein vorhängnisvoller Fehler wäre, „wollten wir uns auf die Proklamierung des politischen Streiks für einen bestimmten Termin, etwa für den Fall der Verschlechterung des gegenwärtigen Reichstagswahlrechts festlegen“. Aber nicht die jurid-

fenster des totenstillen Hauses, dessen Läden geschlossen sind; ein Stein, so groß wie ein Kinderkopf, schmettert an die verschlossene Tür. Wild grunzend springt das Schwein auf die Seite und reißt seinen Führer zu Boden, während die Efenröhre klappernd hin und her wackelt. Unter einem dröhnenden Gelächter wird es wieder gefaßt und weiter taumelt und lärmt die betrunkene Bande.

Jetzt sind sie vor dem Pfarrhof. Oben steht hinter einem Fenster der Herr Pfarrer und hält sich den Bauch vor Lachen. Er hat sich in die Hände, sein rotes Gesicht glänzt und strahlt, und der Böbel zerrt das Schwein vor und schreit aus voller Kehle: „Haben die Katholiken gewonnen? ... Jaoooo! ...“ „Haben die Liberalen 'ne Büchse? ... Jaoooo!“ „Hoch die Katholiken! Hoch der Herr Pfarrer! ...“ Sie winkten und schwingen mit Händen und Hüften, und beginnen zu brüllen:

„Sie werden ihn nicht zähmen, Den stolzen bläulichen Löwen.“

Der Pfarrer lacht und grüßt und verbeugt sich und kratzt ihnen mit den Händen nach, während sie weiter ziehen.

Da kommt ihnen die Musik entgegen, dicht bei dem Hause des Arztes, der ebenfalls Kandidat der liberalen Liste ist. Eine wilde Verbrüderung geht vor sich; das Schweinchen wird bis an den Gartenzaun des Doktorhauses vorgezerrt, und die Musikanten, mit dem Trommelschläger Jan Tambour an der Spitze, knien barhäuptig nieder und spielen einen Trauermarsch, den Begräbnismarsch der liberalen Dorfpartei.

Jetzt kommt der Herr Bürgermeister, der mit allen seinen Nennern glücklich wiedergewählt ist. Er lenkt eigenhändig sein zierliches Schimmelgespann. Donnernde Jubelrufe: „Hoch die Katholiken! Hoch unser Bürgermeister!“ dröhnen ihm entgegen, so daß die Pferde erschreckt aufbäumen. Er kommt aus dem Gemeindehaus und fährt nach dem Schloß zurück. Er grüßt mit der Reithand und lächelt fein in seinen weißen Schnurbart, ohne sich weiter mit den Hundsgedern gemein zu machen. Und wieder taumelt die wilde Bande weiter durchs Dorf und kehrt endlich nach dem Marktplatz zurück, um die letzten Tonnen leer zu trinken.

Der Abend bricht an. Auf dem Dorfplatz neben den Tonnen, die immer weiter stehen, ganze Schlammpfützen rings um die Stellsagen bildend, brennen schon die knisternden Beschafeln. Da und dort liegen einige Sternhagel voll, wie tot, in Sand und Schlamm niedergeplumpt; andere lehnen mit Kopf und Armen an Bäumen und Rauern und erbrechen sich. Dicht unter dem Bahnen einer der Viertonnen liegt ein Mann auf dem Rücken, das Gesicht ganz blass und wie in Adampfen verzerrt. Ein Keil zerlegt lachend auf ihn zu und öffnet den Hahn. Das Bier strömt und kühlt, unter dem Hüllengelächter der besoffenen Zuschauer, direkt in den Mund des Dastegenden und gurgelt und glückt in

seiner Kehle. Er wälzt sich herum und drückt seinen Mund in den Schlamm. Das Bier strömt weiter, nun in seinen Nosen. Man schleppt ihn fort unter das Genederbah, streckt ihn wieder auf dem Rücken aus und öffnet den Schnapshahn ebenfalls. Mit einem Gebrüll des Ekels springt er plötzlich auf, taumelt mit dem Kopf gegen das Faß, daß das Blut davonspritzt, wankt drei Schritte weiter und plumpst wieder zu Boden. Von Zeit zu Zeit hört man noch den heiseren Ruf:

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen!“

Blötzlich schallt ein ohrenzerreißendes Rotgeschrei über den Platz. Der Böbel wankt zusammen und kommt vor einem offenen Raum, wo auf einem Bett von Stroh das Schweinchen zappelt. Zwei Männer haben es umgeworfen, und während einer in der klaffenden Halswunde bohrt, aus der das dunkle Blut in dicken Strahlen quillt, sieht der andere rittlings hupfend auf dem Tier, um dessen Tod zu beschleunigen. Das durchdringende Geschrei wird allmählich schwächer und zuweilen unterbrochen, bis es sich in ein dumpfes, durch Pausen unterbrochenes und ein immer langsames Tempo annehmendes Röcheln verwandelt, das endlich ebenfalls verstummt. Das Schweinchen ist tot, und abermals steigt ein wüster Triumphschrei auf.

Schnell wird mit brennenden Strohpfropfen das Haar abgefengt, mit breiten Messern das Tier geöffnet und in Stücke verteilt. Betrunkene Kinder wimmeln um das Schwein herum und suchen einen Broden zu erhaschen. Man trägt die Stücke in eine Kneipe, wo sie sofort, noch lebenswarm, gelacht, gedämpft, gebraten werden.

Wald darf das Volk essen. Das Volk ist. In der Herberge sieht es aus wie in einem Ameisenhaufen. Es ist nicht genug Platz vorhanden, und die meisten kommen mit dampfenden Fleischstücken heraus und schlingen sie aus der Hand hinunter. Alle stoßen in sich hinein, was sie nur können. Und dann lehnen sie abermals zu den Tonnen zurück, die, wie unerschöpfliche Quellen, noch immer Bier hergeben.

Der Andrang hat sich vermindert, auch die Fässer werden endlich leer. Der ganze umgewählte und gertrampelte Dorfplatz liegt voll glühender und brüllender Trunkenbolde. Die wenigen, die noch auf ihren Beinen stehen können, torleln heiser singend heimwärts.

Die Gloden läuten nicht mehr, der Wäcker hat aufgehört zu donnern, die Musik läßt sich nicht mehr hören.

Da kommt noch eine Bande von zwei Duzend Männern! — Sie taumeln hin und her über die ganze Breite der Straße, mit einknickenden Knien und kraftlos wadelnden Schritten, und sie lassen noch ein Gebrüll vernehmen, das eine entfernte Aehnlichkeit hat mit dem alten bekannten Heldenlied:

„Sie werden ihn nicht zähmen, Den stolzen bläulichen Löwen.“

Aber in ihren heiseren Aechzen erstirbt es zu einem undeutlichen Rollen, und vor dem Pfarrhofe taumeln sie alle durcheinander und blöken zum letzten Male mit schweren Jungen:

„Hoch die Katholiken! Nieder mit den Liberalen! ... oosen!“ Es erndigt mit einem unverständlichen Gurgeln, und eine unheimliche Stille stummer Verticierung legt sich wie ein Fluß über das düstere, betrunkene Dorf.

Die Katholiken sind wiedergewählt! ... (Autors. Uebersetzung von G. Gärtner.)

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland? Wo man den schlimmsten Umsturz plant? Wo Schurken bei dem heiligen Schalein Des Hurzardners sitzen klein? Wo durch des Sozis Stimmgetvalt Der Königstreue durstfallt? Das kann nicht sein, ach nein, ach nein! Sein Vaterland muß anders sein.

Was ist des Deutschen Vaterland? Nun einfach eine Affenshand. Kaum daß das Flugzeug hochgeschwärt, Hat man die Grenze schon passiert, Grad sah man noch im Freidallion, Jetzt sieht man mang die Russen schon. Darf das denn sein? Ach nein, ach nein! Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland? Ganz einfach viel zu eng gespannt! Das Säbelraseln in Berlin Hört man ja bis nach London hin, Wenn unser Reim das Maul aufmacht, Hört man hier, wie das Hellsall lacht. Das ist nicht sein, ach nein, ach nein! Sein Vaterland muß größer sein.

Wie soll des Deutschen Vaterland Denn sein? Nun kriegerisch entbrannt! Wer stramm nicht steht und hoch nicht ruft, Den hängt man auf, den roten Schuft! Den innern Feind schlägt man zu Drei Und dann den äußern gleich dabel! Voll Schmerzgelirre und Hurzardreim Soll unser Vaterland einig sein!

Saltende Resolution des Amsterdamer Kongresses, auch nicht der mit unwiderstehlicher Wucht explodierende italienische Generalstreik im September 1904, sondern die russische Revolution stellten den politischen Massenstreik in den Brennpunkt des Interesses auch für die deutschen Sozialdemokraten, denn mit dem Massenstreik hatte das russische Proletariat die Art an die Wurzel des zaristischen Absolutismus gelegt.

Diesem machtvoll sich regenden Interesse für den politischen Massenstreik kam das treffliche, von einem hohen Optimismus getragene Buch der Genossin Roland-Hall entgegen, die, übereinstimmend mit fast allen anderen Untersuchungen des Problems, zu der Schlussfolgerung gelangte, der politische Streik lasse sich nicht kommandieren, aber er sei auch nicht mit Sicherheit für bestimmte Situationen vorauszuweisen. Daß er sich nicht kommandieren lasse, ging aber einer Gruppe meist dem revisionistischen Flügel angehöriger Massenstreikanhänger nicht ein — sie verlangten vielmehr von der Parteileitung mehr Initiative und Initiierung eines politischen Massenstreiks nach belgischem Muster, etwa zur Erreichung des gleichen Wahlrechts in Preußen oder zur Abwehr des Wahlrechtsraubes in Hamburg. Darüber entspann sich eine heftige Diskussion hauptsächlich zwischen Kautsky und Stampfer.

Inzwischen hatten auch die Kongresse der Arbeiterbewegung gesprochen. Dem Kölner Gewerkschaftskongress von 1905, auf dem Böhmelt den Streik nach Ruhe ausdies und der in einer Resolution der Propagierung des Massenstreiks innerhalb der organisierten Arbeiterschaft Ansel anzufragen suchte, antwortete der sozialdemokratische Parteitag desselben Jahres zu Jena, der in einer Resolution Bebel's sich für die umfassendste Anwendung der Massenarbeitseinstellung ausdrückte, die — allerdings nur „gegebenenfalls“! — „eines der wirksamsten Kampfmittel“ der Arbeiterklasse sei. Auf dem Mannheimer Parteitag des folgenden Jahres kam es dann zu einer Aussprache zwischen Partei und Gewerkschaften auch über die Frage des politischen Massenstreiks — für jene hielt Bebel für diese die Hauptrede — und zu einer Einigung beider Teile.

Auf diesem Parteitag hatte Genossin Luxemburg die russische Revolution auf Jahrzehnte hinaus für die Lehrmeisterin der revolutionären Bewegungen des Proletariats erklärt. Dieser Auffassung entsprach eine Proklama, die sie, stützend auf den russischen Erfahrungen, unter dem Titel „Massenstreik, Partei und Gewerkschaften“ herausgab. Mit dieser Schrift setzt sich Kautsky in seinem Buch ausführlich auseinander, weist nicht nur ihre Irrtümer nach, sondern deckt auch ihre Fehlerquellen auf, und kommt auf Grund der geschichtlichen Tatsachen, entgegen dem Lob der chaotischen Streikbewegung und der unorganisierten Massen durch die Genossin Luxemburg zu dem Schluss: „Wohl zeigt die russische Revolution, daß entwickelte Organisationen und organisierte Schulung nicht die Vorbedingungen eines jeden Massenstreiks sind. Aber sie sind die Vorbedingungen eines jeden politischen Massenstreiks, der dem Proletariat einen dauernden Sieg bringen soll.“

In diesem Zusammenhang erörtert Kautsky auch die tiefsten Gründe, weshalb jene Marxisten, die auf dem alten Standpunkt von Marx und Engels, Bebel und Liebknecht stehen bleiben — auch „marxistisches Zentrum“ genannt — in letzter Zeit öfters gemüht waren, nach links zu „drehen“. Den ersten Zusammenstoß erlebte es 1910 aus Anlaß des preussischen Wahlrechtskampfes. Im Gegensatz zu Kautsky und Ehring, die beide von dem Ausgang der bevorstehenden Reichstagswahlen die Zuspitzung der politischen Situation zu großen Entschärfungskämpfen erwarteten und die Aussichten dieser Wahlen nicht durch eine mögliche Niederlage in einem verschärften preussischen Wahlrechtskampf gefährdet wissen wollten, verlor Genossin Luxemburg den Gedanken der Steigerung dieses Wahlrechtskampfes bis zum Massenstreik, aber mit dem Vorschlag, die Propagierung des Massenstreiks in der Parteipresse und in den Versammlungen in die Wege zu leiten, fand sie auf dem Magdeburger Parteitag 1910 keine Gegenliebe. Nach einer Untersuchung des Verhältnisses der Massen zur Organisation und der Bedeutung der unorganisierten für Massenaktionen durch Kautsky und Eckstein brachte der Jenaer Parteitag von 1913 abermals Diskussionen des Massenstreiks, deren Abschluß durch Annahme der Parteivorstandesresolution ganz auf der Richtlinie der Parteitage von 1906 und 1908 lag.

Kaufhaus Erde.

Die Erde ist ein Warenhaus.
Dabei nur Geld, und du kannst alles haben.
Was du auch suchst, irgendwo und irgendwie ist es zu kaufen, wenn du dich gehörig umtust und nicht knauserst. Die beste Landleberwurst und ein Professorentitel sind dein. Du kannst jeden Tag Gänsebraten essen und dir zum Nachtisch die schönste Geliebte kaufen. Oder auch eine legitime Frau. Wird sie dir später lästig, dann kaufst du dir einen Detektiv, der alles ermittelt, was du brauchst, um sie wieder loszuwerden.
Du kannst im Puppenbazar die herrlichste Puppe für deine kleine Nichte erstehen; du kannst im Vazar Erde aber auch ein Kind einhandeln oder zehn Kinder oder hundert — mit blonden Locken und strahlenden Kinderaugen. Willst du aber eins los werden, weil es dir im Wege ist, so geht es auch. Du kannst ihm eine Pflögelein kaufen, die es zum Engel macht.
Du kannst, wenn du es richtig anfängst, die vernünftigste alte Erdtante in eine Nervenanstalt bringen und unter Kuratel stellen lassen, damit du desto sicherer und eher in den Genuss ihres Vermögens gelangst. Und wenn es dir einfallen sollte, den Mond für ein Känguruh zu halten, so wirst du Leute finden, die deine Ansicht wissenschaftlich beweisen.
Aber zahlen müßt du, lieber Freund, gut zahlen!
Denn umsonst ist der Tod — sagt eine Phrase, die zu bezweifeln ist. Ebenso wie diese: Gesundheit ist nicht käuflich. Und wo ist das Leben zu haben, wenn Freund Hein die knöchernen Arme ausstreckt?
Bergweisse nicht: beides ist zu haben.
Denke nur rechtzeitig daran, und lange, schmerzlose Jahre sind noch dein, wenn der Prolet längst Erde im Munde hat. So du Mützen hast, kannst du Tätigkeit, Ruhe und Genuss zu jeder Stunde darauffin ansehen, ob sie deiner Gesundheit, deinem Leben förderlich oder abträglich sind. Du kannst dir deine Zeit kaufen, und selbst wenn du leichtsinnig warst und Freund Hein eines Tages grinsend an deinem Bett steht, kannst du dir noch die tiefsten Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft einhandeln; die berühmtesten Forscher des Erdballs werden an dein Lager eilen — und vielleicht gelingt es ihnen, den drohenden Feind abzuschlagen, indem der Dürftige resigniert und beiseite in die Unterwelt abdampft.
Andere sagen lauchzend: Aber die Sonne, Gott sei Dank, scheint über alle! Die Sonne wenigstens ist noch kein Handelsartikel!
Sie ist es längst.
Es wohnen so viele in Dunkel, Kälte und Schatten. Warum? Aus Neigung? Ach, sie möchten alle gern auf die Sonnenseite ziehen. Aber dort ist das Wohnen und das Leben teuer. Du aber, wenn du Geld hast, kannst sie zu jeder Zeit haben. Wenn sie nicht

Wägt man all die Gründe und Gegengründe ab, die zur Frage des politischen Massenstreiks im Laufe der letzten zwanzig Jahre in der deutschen Sozialdemokratie vorgebracht worden sind und die Kautsky's Buch organisch zusammenfaßt und in einen Rahmen einspannt, so wird man sich der zwingenden Beweisskraft nicht entziehen können, die in dem Satz des Verfassers liegt, daß nämlich, „solange sich die gegebenen Verhältnisse nicht ändern, ein Massenstreik in Deutschland nicht möglich ist. Aber die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen, und diese Aenderung ist es, auf die wir bauen dürfen.“

Morganatische Ehe.

Ich lauschte einem Gespräche über morganatische Ehe.
Sie: „Was ist denn das, eine morganatische Ehe?“
Er: „Was wird das sein — wenn einer eine heiratet, weil er sie gerne hat, trotzdem sie nicht soviel ist wie er.“
Sie: „Aber da steht doch, daß sie zur linken Hand getraut werden?“
Er: „Na, damit soll ausgedrückt werden, daß sie nicht alle Rechte hat wie ihr Mann.“
Sie: „Wie soll ich das verstehen?“
Er: „Also, wenn wir zwei morganatisch verheiratet wären, wärst Du nicht die Frau Bamsel, sondern vielleicht nur eine Frau Pamsel, weil mein Name nicht der Deine wäre.“
Sie: „Und darf sie denn immer bei ihm sein?“
Er: „Das weiß ich nicht. Ich habe einmal gelesen, daß man an den Höfen, wenn ein Fürst oder ein Prinz am Abend zu seiner Frau will, vordem erst in feierlichem Aufzug durch einen Bogen ein Kissen hinschickt.“
Sie: „Das wäre mir aber genierlich!“
Er: „Ein morganatischer, glaub' ich, braucht das nicht tun.“
Sie: „Und die Kinder?“
Er: „Das wird genau so gemacht, ob morganatisch oder nicht.“
Sie: „Ach, was Du meinst, das mein' ich nicht.“
Er: „Na, wenn sie da sind, die Kinder, dann sind es nur der Pamielin ihre und nicht dem Bamsel seine — das heißt von Rechts wegen, weil sie des Vaters Namen nicht kriegen.“
Sie: „So eine Ehe könnte mir gestohlen werden. Die ist ja nichts Halbes und nichts Ganzes.“
Er: „Das kommt darauf an. Wenn sie sich gern haben, wird's schon eine Ehe sein. Und wenn sie sich nicht gern haben, dann wird's keine Ehe, ob sie sich rechtsständig oder linksständig haben einsegnen lassen.“
Sie: „Da hast Du recht, Emil! Aber worum gibst denn nur bei den Großen solche morganatischen Ehen?“
Er: „Ja, Trudchen, schau, die Großen — sind halt große — — — Die haben sich allerlei so Zeug ausgedacht, um sich und andern das Leben schwer zu machen. Bei uns ist die Sache einfacher. Da heißt's nicht: rechter Hand — linker Hand, sondern nur: Daß Du mich gern — — —“
Sie wartete weitere Auseinandersetzungen nicht ab. Ich hörte einen schallenden Ruf und dann ward es stille.

Vom Jahrmarkt des Lebens. York der Pfiffikus.

Diese Woche haben wir es aber ordentlich gekriegt. Grafen, Barone und andere erstklassige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft haben im Schweiße ihres Angesichts den Kampf gegen die rote Ratte geführt. So etwas von Gehirnsmalzerbrauch ist so bald im Herrenhause noch nicht dagewesen. Den drohligsten Gedanken von all den Edlen und Erlauchten hatte aber doch der Politiker Graf York zu Wartenburg. Er löste spielend das Problem, wie man den Reichstag sozialistischer machen könne. Es ist gewissermaßen ein zweites Ei des Kolumbus. Man braucht nur gegen die 111 Sozialdemokraten, die den Hofenboden nicht lästern wollten, Anklage wegen Majestätsbeleidigung erheben. Dabei ist es nicht einmal nötig, auf die Höchststrafe von fünf Jahren Gefängnis zu erkennen, denn die ruchlose Tat ist aus der gemeinsten und ordinärsten republikanischen Gesinnung heraus

zu dir kommt, gehst du zu ihr. Hähest im Februar über die Alpen, und wirst sie auch im Dezember zu finden wissen, wenn die Plebs unter grauem Schneehimmel leuchtet.
So ist's mit allem Naturgenuss.
Du kannst ihn unter Umständen für zwanzig Pfennige einhandeln, und darauf ist die Ansicht zurückzuführen, die Welt wäre doch schön. Wenigstens stellenweise und am Sonntagnachmittag. Diese Optimisten sitzen bei der Nachhausefahrt womöglich im Gepäck der Stadtbahn und halten das für einen Naturgenuss. Denn sie jodeln. Und sagen; dies wäre mal eine billige Gebirgstour.
Andere sind anspruchsvoller.
Sie sparen es sich den Winter über vom Frühstück ab; daß sie im Sommer auf acht oder vierzehn Tage in ein wirkliches Gebirge kommen.
Sie wandern in den Harz, ins Riesengebirge, womöglich in die Schweiz und nach Tirol.
Wer sich so eine Gebirgstour einhandeln kann und will, soll sich heissen.
Denn die Gebirge gelangen allmählich auch zum Verkauf im Warenhaus Erde. Und es ist vorläufig nicht wahrscheinlich, daß ihr sie in einer billigen Woche für 20 Pfennige erstehen könnt.
In Tirol hat man begonnen.
Einen der höchsten Berge der Ostalpen, einen der großartigsten Punkte im Gebirgszug der Hohen Tauern — den Großglockner — haben sie kürzlich um 80 000 Kronen vertrammt.
Jawohl. Mit allem, was drum und dran hängt. Mit dem größten Gletscher der Ostalpen, der Pasterze, mit Sonnenauf- und untergängen, mit aller wunderbaren Naturherrlichkeit.
Für den lumpigen Preis von rund 50 000 Mark.
Man weiß noch nicht recht, zu welchem Zweck.
Die einen sagen: da will einer jagen, und der will sich die Steinböcke nicht durch das poplige Publikum verschrecken lassen.
Die anderen: der Berg soll ein Aktienunternehmen werden. Für Modelbahnen, noblen Wintersport. „Fashionable“ Hotels sollen erstehen. Kurz: ein Geschäft. Ein nobles Geschäft.
Ich bin für eine Aktiengesellschaft. Es wäre der echte Geist der Zeit. Das Deutsche soll endlich aufhören. Die Erde ist ein Geschäft. Von den zagendsten Bergspitzen bis zu den leichtesten Meeresufern.
Die Gebirgsfreunde protestieren. Sie sind Idealisten. Wenn sie Nagelschuhe anhaben wenigstens. Man kann es begreifen, daß sie jörnig werden.
Aber mit welchem Recht entrüsten sich sonst so lammtrömme Zeitungspapiere und offizielle Regierungsorgane? Warum spötteln sie über den „Ewigren Schnee auf Aktien“?
Sie spotten ihrer selbst.
Sind selbst zum Teil Meinungsjournalisten auf Aktien und handeln

gelan und es kann darum nebenbei auf Verlust der bürgerlichen Eigentümern erkannt werden. So wäre mit einemmal die Reichsstaatselbude sozialistischer und damit der Weg für die schon längst notwendigen Reformen im Reich frei. Man könnte das Reichstagswahlrecht nach preussischem Muster reformieren, endlich mal einen anständigen Schutzolltarif ausarbeiten und andere dringende Notwendigkeiten mehr. Dieser ganze von hingebendster Vaterlandsliebe getragene Plan mühte an einem querläufigen Ersten Staatsanwalt scheitern. Der Minister hätte es ja sehr gerne gesehen, daß man dieser Motte von Menschen einmal die Kadare anlegt, aber leider...
Wir wollen nur hoffen, daß York zu Wartenburg und seine Kumpanei nun nicht etwa aus politischer Verzweiflung den Staub von den Pantoffeln schütteln und aus Preußen-Deutschland auswandern. Das mühte jeder Menschenfreund bedauern. Denn schließlich sind die edlen Herren noch die einzigen, die die Bitternisse des Lebens durch ihre schönen Reden mit etwas Humor und Spott würzen.

Der patriotische Pöbel.

Manchmal kann man verstehen, wenn hochstehende Personen zu der Auffassung kommen, sie seien von Gottes Gnaden und das Gefindel Volk stehe abgrundtief unter ihnen. Sie müssen dazu kommen, wenn sie tagtäglich die Hurrafanalke um sich sehen, die sich im Staube wälzt, wenn es gilt einen Zigarettenstummel aus allerhöchstem Munde zu erobern. Wie arg das Treiben des patriotischen Pöbels ist, kann man daran erkennen, daß selbst Väter, die sonst immer den Regierenden Weibrauch spenden und die patriotischen Gefühle der Hurrafanalke anstacheln, mit dem Verhalten der Patrioten scharf ins Gericht gehen. Dieser Tage war das Braunschweiger Herzogsopar in Blankenburg zur Kur. Das dortige Kreisblatt schreibt über die Vorgänge gelegentlich des Besuchs:

„Das Verhalten unseres Publikums den höchsten Herrschaften gegenüber hat sich in Bahnen gelenkt, die nicht scharf genug verurteilt werden können. Wir können nur unser größtes Befremden ausdrücken, daß das Publikum sich so tolllos, ja geradezu rüpelhaft benimmt. Bei der gestrigen Ausfahrt des Erbprinzen und des Herzogsopars hat das Publikum so unbotmäßiges Verhalten an den Tag gelegt, daß, um die Herrschaften vor derartigen Belästigungen zu schützen, das Oberhofmarschallamt das Stehenbleiben auf den Wegen zwischen dem Schlosse, dem Parthall und der Wogenterrasse, sowie das Betreten des Marzalles und der Wogenterrasse verbietet.“

Das Wort droht schließlich, die Namen aller derjenigen zu veröffentlichen, die in Zukunft ihren patriotischen Gefühlen allzu freien Lauf lassen. Helsen wird freilich auch das nicht. Denn für das honeste Bürgertum — um dieses handelt es sich in Bad Blankenburg natürlich — lösen sich alle Bande frommer Scheu, wenn es gilt, eine leibhaftige Kaiserstochter mit ihrem Rinde von Angesicht zu Angesicht sehen.

Terrorismus.

Aus allen Ecken klingt es: Die Sozialdemokratie terrorisiert das Volk in der unerträglichsten Weise. Es müssen Maßnahmen getroffen werden, um diesen Terror unmöglich zu machen. Solche Redensarten sind so oft dem Gehege der Röhne unserer Reaktionäre entflohen, daß sich bald kein vernünftiger Mensch über diesen albernen Schwundel mehr aufregt. Doch hier soll nicht vom angeblichen Terrorismus der Sozialdemokratie gesprochen werden. Jedermann weiß, daß das heiligste Recht des Menschen die Freiheit der politischen Ueberzeugung sein soll. Tausendmal ist schon darauf hingewiesen worden, wie dieses ureigenste Recht mißbraucht wird. Wer von den Staatsarbeitern und Beamten es wagt, eine andere, als die behördlich abgestempelte politische Ueberzeugung zu haben, fliegt hinaus. Das ist rund und nett dühendemals von den verantwortlichen Ministern erklärt worden.

Wer nicht nur in Staatsbetrieben wird dem Bürger seine politische Freiheit geraubt. Vor uns liegt ein Pächtervertrag, den der Rittergutsbesitzer Freiherr v. Albedyll aus Karnitten — im geeigneten Lande Ostpreußen gelegen — mit einem Gärtnere wegen Verpachtung eines ihm gehörenden Gärtnere abgeschlossen hat. Im Paragraph 12 dieses Kulturdokuments heißt es: „Pächter darf nur die Zeitungen halten, die Ver-

hinten und vorn mit allem, was sich denken läßt. Haben ihre Hand in allen möglichen Geschäften und wissen besser als sonst jemand, daß es nichts gibt, was im Kaufhaus Erde nicht zu erreichen ist.
In ihren Inseraten findest du alles angeboten, was dies Leben angenehm oder schmerzhaft macht. Käse und Menschenleider, Schuhcreme und Liebe, Mofirich und Buschergeld.
Sie kaufen sich Keimung, Ehre und Ueberzeugung. Und halten ihre schüpfende Hand über dem dunklen Laden, wo Professoren, Hoflieferanten und Adelsmittel versteigert werden.
Aber wenn einmal Arbeiterkäufe auf den Ladentisch klopfen, weil sie um Brot, Ruhe, Gesundheit, Leben betrogen wurden, dann fallen sie über euch her.
Und sie hegen alle ihre Hunde hinter euch wie hinter einem Bettler, der sich ein Brot vom Tische nahm und nicht begabte.
Ihr sollt produzieren, aber nicht kaufen.
Denn die Welt gehört den Aktien, und ihr Zweck ist die Erzeugung von Dividenden. Dies ist der Welt Sinn. Und die Entwürstung wird sofort vererben, wenn die Großglöcker-A.G. fette Inserate aufgibt.
Ober meint ihr, sie wähten es nicht, daß die Erde ein Kramladen ist?
Ihr Kugurenlächerln glöht aus allen Spalten...
Kaufhaus Erde ist noch in der Entwicklung. Es wird noch viel schöner werden. Immer schöner.
Leß es bei Marx nach. Der hat es schon vor einem halben Jahrhundert gesagt, daß nicht nur alle Dinge, nicht nur Grund und Boden, nicht nur Menschenleiber, sondern daß auch Gehirn und Seelen in diesem Laden von Kapitals Gnaden gehandelt werden.
Und wenn lebendige Menschen mit Haut und Haaren, mit Herz, Eingeweiden und Cerebralsystem im Preiskurant stehen, warum, zum Donnerwetter, soll denn nicht auch ein toter Berg zu Höhen sein?
Kein!
Platz für das Gold!
Platz für Steinböcke und Schießgewehre!
Platz für Aktien und Dividendengeldscheit!
Wenn ich Geld habe, will ich kaufen können. Alles, ohne Ausnahme.
Und wenn ich keins habe — — —?
Wenn ich keins habe, will ich trotzdem aus aufrichtigem Herzen rufen: Bravo! Weiter so!
Waut den Kramladen aus!
Nehmt neue Aktien herbei!
Treibt das Geschäft auf den Gipfel!
Schmiert, ramst, schlendert!
Kocht's wie Wolf Weibheim. — — —
Damit ihr desto schmoller liquidiert. — — —

Wächter erlaubt, ebenso nur solche Plakate aushängen, bei Vermeidung einer Konventionalstrafe von 30 M. pro Quartal." Im nächsten Paragraphen wird dem Wächter die sofortige Lösung des Haftverhältnisses angedroht, wenn er irgend welche sozialdemokratischen Gesinnungen bezeugt.

Doch es bleibt dabei: Die Sozialdemokratie terrorisiert das Volk in der unerträglichsten Weise. Es müssen Maßnahmen getroffen werden, um diesen Terror unmöglich zu machen.

Die gestärkte Autorität.

Gelegentlich des Prinz-Heinrichfluges erludien die Schüler des Königlichen Gymnasiums zu Kieneln a. d. Weiser ihren Direktor um Freigabe des Unterrichts für Sonnabend, um in dem benachbarten Wäldchen den Prinz-Heinrichflug betrachten zu können. Der Schulleiter lehnte das Ersuchen ab, weil wegen des Himmelsfortstiegs bereits der Donnerstag schulfrei gewesen war. Doch der vorherige Direktor, der die pädagogische Bedeutung des Fluges so niedrig einschätzte, sollte bald eines Besseren belehrt werden. Die Jungen wandten sich ohne weiteres telegraphisch an den Prinzen Heinrich und an den Kaiser. Einige Stunden später wurde der Direktor in Kieneln durch das Provinzialschulkollegium zu Kassel telegraphisch angewiesen, am Sonnabend die Schule freizugeben. Der Sieg über den Schulleiter mußte natürlich gefeiert werden. Mehrere Jungen opferten von ihrem Taschengeld einige Ridel und ließen in die „Schaumburger Zeitung“ in Kieneln folgendes Inserat einlegen:

Zum Telegramm an den Kaiser.

Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, dann ist es auch verzehrend;
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil!

Schiller, Wallenstein's Tod I, 7.

Der so prompt eines Besseren belehrte Schulleiter wird im stillen Kämmerlein vielleicht recht lehrerliche Gedanken spinnen über dieses „Gottesurteil“, das seine Autorität im hellsten Lichte erstrahlen läßt.

Theater.

Kammerstücke: *Wedefind-Jakus*. „Er ist vom Geschlechte der Titaniden... Er hat die uralten elementaren Gewalten mit kaum je gekanntes Mächtigkeitsgefühl... Er liebt Tiger, Löwen, Wölfe und jegliches Tier in die Höhlen unserer wohlumzäunten Kulturwelt einbrechen“ usw. usw. Das heißt der erlauchte Zuschauer in den Auszügen, die die „Blätter des Deutschen Theaters“ aus der für den fünfzigsten Geburtstag des Dichters angeforderten literarischen Ehrung bringen. Ein greller Kontrast als der zwischen solchen pomphaften traditionellen Exaltationen des Wedefindjakus und der schleppenden Chymie des modernen Nosterlums „Franziska“, womit der Jokus am Freitagsonntag eröffnet wurde, ist nicht leicht zu denken. Aber die Jüge, die hier so stark vorliegen: die bösige Willkür, das Planlose der Anlage, die Maskierung spielerischer Paradore in sentimentalem Ernst, die zerfallende Schattenhaftigkeit der Gestalten und das Unpsychologische des Dialogs sind keine neuen Erscheinungen. Nur eine Potenzierung von Mängeln, die sich durch fast alle Wedefindjakus Dramen ziehen — die man aber früher unter dem starken Eindruck des Abwonderlichen und durch Abwonderlichkeit Interessierenden nicht störend empfand. Waren die Wesen, die er auf der Bühne agieren ließ, nicht plastisch ausgeprägt, in ihrem inneren Wesen sich erschließende Individualitäten, so sah man in seiner Art, durch sie hindurch von sich zu sprechen, die Dokumentierung einer ganz eigenen Persönlichkeit. Die Zerissenheit der Form schien wie die Spiegelung der seelischen Zerrissenheit. Aber dieser Reiz mußte abtun, um so mehr, als Wedefind, nicht zufrieden mit der Rolle des grimmig höhnenden Prometheus, sich auf einen verkappten Nosterlums herauszuspielen begann, dem es auf Verklärung der Wahrheit und Befreiung des Menschen ankam, der seine Paradore selbst ernst nimmt. Er präsentiert uns in „Sidalla“ seinen Doktor Heilmann, dessen Idee, die Klasse durch einen polygamisch organisierten Schönheitsklub zu verbessern, ein so glänzender Stoff der Verjüngung wäre, als einen Vorkämpfer und Märtyrer des Fortschritts. In dem Vorwort zu dem Einakter „Jensur“ bringt er es sogar fertig, zwischen seinem und Jesu Birken, der sich ja auch vorwiegend mit den Sündern beschäftigt habe, Vergleiche anzustellen.

In dem „Mysterium Franziska“ humpelt die Moral in Form einer Debatte, zu der die Mutter geworden und plötzlich mütterlich empfindende Franziska sich schließlich verzieht, bescheiden hinten nach. Vorher hat diese Kuldin, ein wahres Kompendium sinnlicher Verderbtheit, eine lange Laufbahn abgemacht, Liebesaffären zu absolvieren. Als Mephisto, dem sich dieser weibliche, durch keinen Gedankenballast beschwerter Faust verschreibt, figuriert ein Abenteuerer, der sie in Herrenmante alle galanten Raffinemente auskosten lassen will, in der Hoffnung, daß er nach Schluß des Kuriums Herr und Besitzer seines Bögelins werde. Einzig die kurzen Sabarrischen atmen einen Hauch des Lebens. Dann geht sofort ins leer Phantastische. Franziska ist ein halbes Jahr der Witte einer Dame, die, sonst normal, nicht ahnt, daß ihr Gemahl kein Mann ist. Sie deklamiert im Festspiel eines wunderlichen Fürsten, in dem Wedefind schwerfällig allegorisch seinem Unmut gegen die Jensur Luft macht, und läßt dann mit einem ungewöhnlich kräftigen Wimen ihrem Patron davon. Ein Schicksalsschlag, auf den der arme Teufel mit einem Selbstmordversuche reagiert. Im nächsten Bild, dem neunten, ist sie nach so gehäuftem Erfahrungen reif und würdig, in den Ehestand zu treten.

Die versprochene Neubearbeitung, die einen Teil des Prosa-Dialogs in Versen übersetzt, läßt in dem verworrenen Bau des ganzen alles unverändert. *Wedefind* und seine anmutige Frau *Tilly* hatte man in den beiden Hauptrollen, seit King und Franziska, bereits im vorigen Herbst gesehen. Unter den Darstellern der Nebenfiguren waren insbesondere die Herren *Dumale* als Fürst, *Freiderhoff*, der verflorenen Literatur und Schau-

spieler sowie die Damen *Cornelia Gebähr* und *Else Edersberg* lobend zu erwähnen. Der Beifall klang einigermaßen zaghaft.

Spiel und Sport.

Jungdeutschlands Marine.

Seit Anfang vorigen Jahres besitzt der Jungdeutschland-Bund in Groß-Berlin einen Zweigverein „Jungdeutschland-Ruderverein Groß-Berlin“, der sich stolz als Jungdeutschlands Marine bezeichnet. Dieser Verein veröffentlichte vor kurzem seinen Jahresbericht für 1913, aus dem hervorgeht, daß zurzeit 96 aktive Mitglieder der Marine vorhanden sind, denen jedoch noch 73 unterstützende Herren und Damen gegenüberstehen, die, wie es im Bericht heißt, den „ersten Gesellschaftskreis“ angehören. In diesem kleinen Verein ist so ziemlich alles vereinigt — außer der Lehrerschaft —, was sich heute aus den verschiedensten Interessensphären zur Förderung der nationalen Jugendpflege zusammengefunden hat.

Dieses kleine Vereinsgebilde von noch nicht 100 aktiven Mitgliedern ist nun freilich eine so winzige Marine, daß sie allein von den Arbeiterwasserportvereinen Groß-Berlins — trotz Fehlens jeder Protektion — um das mehrfache übertrifft wird. Da jedoch in letzter Zeit in fast allen deutschen Städten und Dörfern unzählige ähnliche kleiner Vereine wie *Bilke* aus der vaterländischen Erde emporstiegen, so möchten wir der Entstehung und Tätigkeit eines solchen Vereins einige Worte widmen.

Wie es im vorerwähnten Bericht heißt, „beschlossen“ zwei Mitglieder des jetzigen Vereins, ein Polizeibeamter und ein Großunternehmer, die Gründung der Marine. Sie setzten sich mit hohen Staatsbeamten, Offizieren und großen Firmen in Verbindung, und einen Monat später fand bereits die „Gründungsversammlung“ statt, die die beiden Väter des Vereins sofort auf drei Jahre als Geschäftsführer wählte und einen „Ehrenvorstand“ einsetzte. Fünf Boote wurden in Bestellung gegeben und dann ging es an die Werbung von Jugendlichen, denn an der Gründung und der bisherigen Leitung waren Jugendliche überhaupt nicht beteiligt. An dieser Werbung hat sich auch der Erziehungsbeirat für schulfähige Waisen beteiligt; jedoch beträgt der monatliche Beitrag trotz der vielen hohen Gönner 1 M., wozu noch etwa 8 M. für sachgemäße Bekleidung kommen, so daß für münchsbemittelte Jugendliche dieser Verein eigentlich gar nicht in Betracht kommt. Die Mitgliederliste erahnt denn auch, daß die meisten „Jugendlichen“ bereits 19 bis 24 Jahre alt sind, und zwar Handlungsgehilfen, Bureauangestellte, höhere Schüler und nur wenige Lehrlinge. In der Verwaltung hat die „Jungmannschaft“ natürlich nichts zu sagen, jedoch hat man ihnen einige Vertrauensleute zugeordnet, die die Wünsche der Jugendlichen vorbringen können.

Die wasserportliche Tätigkeit wird am besten durch das Juni-Programm des Vorjahres illustriert. Am 8. Juni: Guldinachtsfahrt vor dem Kaiser in Grünau; 15. Juni: Kriegsspiel gegen einen Wehrkraftverein; 21. Juni: Sonnenwendfeier mit den Pfadfindern und Wandervögeln; 29. Juni: Kriegsspiel, bei dem trotz strömenden Regens im Freien abgefechtet wurde. Es ist dies ein etwas eigenartiges Programm für einen Wasserportverein. Außerdem wird noch ein Bierabend und ein Kommerz registriert, was für die Jugenderziehung als sehr wichtig angesehen wurde.

Der vorstehende Tätigkeitsbericht — der typisch ist für die moderne „nationale“ Jugendpflege — zeigt deutlich, auf wie schwachen Füßen der bürgerliche Kampf um die Jugend steht. Früher oder später müssen diese vorgewiegelt Botenfinden Dörfer durch den wirtschaftlichen Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten, in den die Jugend immer mehr hineingezogen wird, doch zusammenbrechen, und die Jugend wird den Weg zu ihren Arbeitsbrüdern zurüdfinden. Dann sind wir die Erben!

Fußballresultate.

Militär-Vorwärts, 1. Mannschaft gegen Rowaves, 1. Mannschaft 8:3; Militär-Vorwärts, 2. Mannschaft gegen Rowaves, 2. Mannschaft 6:2; Dreiwitz gegen Teltow 2:3.

Faustball.

Teltow 1. gegen Teltow 2. 105:102; Dreiwitz 1. gegen Teltow 1. 85:108; Rowaves, Altersriege gegen Teltow 2. 70:76.

Sportverein der Berliner Fleischer-Gesellen. Unter diesem Namen hat sich dieser Tage aus den Reihen der Berliner Fleischer-Gesellen ein Verein gebildet, der sich als Mitglied dem Arbeiter-Athletenbund angeschlossen hat.

Aus aller Welt.

Die Katastrophe auf dem Lorenzstrom.

Noch immer nicht steht die Zahl der bei dem Untergang der „Empress of Ireland“ ums Leben gekommenen genau fest. Während am Sonnabend 1032 Todesopfer angegeben wurden, sollen nach den neuesten Zahlen 937 Personen extrunke sein. An Bord befanden sich danach 1483 Personen, von denen 526 gerettet wurden. Die Geretteten verteilten sich wie folgt: Von den Passagieren der 1. Klasse 22 Männer, 11 Frauen, 2. Klasse 27 Männer, 15 Frauen, 3. Klasse 150 Männer, 16 Frauen, Mannschaft 283. Von Kindern wurden nur zwei der 3. Klasse gerettet. Die Untersuchung über die Schuldfrage nimmt ihren Fortgang, stößt jedoch auf einige Schwierigkeiten, da Kapitän

Andersen von der „Storstad“ sich weigert, eingehende Angaben zu machen. Als sicher betrachtet man es hier, daß die Katastrophe weniger schrecklich verlaufen wäre, wenn Kapitän Andersen, nachdem der Zusammenstoß erfolgt war, nicht den Befehl „Woll-dampf-rückwärts“ gegeben, sondern den Bug seines Schiffes in dem Kampf der „Empress of Ireland“ hätte weichen lassen. Kapitän Kendall behauptet, Andersen dies deutlich zugerufen zu haben. Allerdings scheint schätzungsweise, daß der Nebel, dessen Dichtigkeit Andersen die Hauptschuld zuschreibt, im Moment des Zusammenstoßes nicht so erheblich gewesen ist.

In kritischem Gegensatz zu den Aussagen des Kapitäns Kendall stehen die Berichte des Kapitäns Andersen und anderer Offiziere des Kohlendampfers „Storstad“. Andersen und seine Offiziere behaupten, daß ihr Dampfer nicht rückwärts gefahren sei, nachdem er mit der „Empress of Ireland“ zusammengestoßen war, sondern vorwärts fuhr, um den Bug in der Seite des gerammten Dampfers zu verstopfen. Die „Empress of Ireland“ sei aber weitergedampft und habe dadurch den Bug des Kohlendampfers zur Seite gedrängt. Dann sei das verunglückte Schiff aus dem Gefährtskreise verschwand. Andersen behauptet auch, daß die Darstellung Kendalls, die „Empress of Ireland“ hätte vor dem Zusammenstoß hüllgelegt, nicht richtig sei. Als er die „Empress“ bemerkte, ließ sie in ziemlich schneller Fahrt. Wie der Bericht fortführt, wären vom Dampfer „Storstad“ nach dem Zusammenstoß alle Boote herabgelassen, um die Passagiere und die Mannschaft der „Empress“ zu retten. Die Boote retteten 350 Personen, die an Bord gebracht wurden.

Absturz eines Fliegers ins Meer.

Ein folgenschwerer Flugunfall wird von der französischen Mittelmeerflotte gemeldet. Der Fluglehrer *Agostinelli* flog bei einem Fluge, den er in der Nähe von Antibes anführte, aufs Meer hinaus. Etwa 300 Meter vom Ufer entfernt stürzte sein Apparat ins Wasser. Ehe dem Verunglückten Hilfe gebracht werden konnte, war er ertrunken.

Schreckentat einer Diebesbande.

Wie aus Prag gemeldet wird, wurde in Biskupce in der Nacht zum Montag der österreichische Militär-Fliegerschüler *Fuß* von Räubern überfallen. Einer der Banditen erschlug ihn im Säle, ein anderer forderte von der Frau Geld. Als die Frau keine Auskünfte geben wollte, wurde sie gleichfalls niedergeschlagen. Dann stürzten die Räuber auf die Söhne und erschlugen den 13jährigen Kron, den 14jährigen Baruch und den 17jährigen Janus *Fuß*. Auch das zufällig anwesende Dienstmädchen fiel den Verbrechern zum Opfer, sie wurde so schwer verletzt, daß sie nach wenigen Stunden starb. Zwei kleine Kinder hatten sich versteckt und kamen mit dem Leben davon. Die Diebe raubten eine größere Barsumme und Brillen. Den Nachforschungen der Polizei ist es bisher nur gelungen, einen verdächtigen Arbeiter festzunehmen. Man vermutet, daß die Täter Soldaten sind, denen bekannt war, daß *Fuß* für Fleischlieferung mehrere tausend Kronen zu erhalten hatte. *Fuß* hatte das Geld aber noch nicht abgehoben.

Wetterausichten für das mittlere Norddeutschland bis Mittwoch. Kühler und ziemlich trübe, mit öfters wiederholten, im Westen meist geringeren, im Osten etwas stärkeren Regenfällen. Dazwischen zeitweise aufziehend.

Allen Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß Sonnabend früh nach kurzem Leiden der Adelsfabrikant

Herm. Menner

verstorben.

Die Hinterbliebenen

Die Beerdigung findet am 2. Juni, nachmitt. 4^{1/2}, vor der Halle des Emmauelpfahrs, Hermannstraße, aus statt.

Blumen- und Kranzbinderei Paul Krüger

Brunnenstr. 63. Tel. Norden 204.

Strohdecken

größte Auswahl, billig; auch Aufarbeiten alter Strohdecken.

Bernhard Strohmundel

Fabrik Berlin, Wallstr. 72.

Bebel-Porträt

Nach einem Gemälde von Tronnier-Hannover
Kunstvoll in fünf Farben ausgeführt
Preis 1.— Mark

Diese Bilder sind auch gerahmt zum Preise von 2.—, 2.75, 3.— und 3.25 Mark
vorrätig

Buchhandlung Vorwärts
Lindenstraße 69

„Jüngst Goldfuchs „Königinn“! Die größten, weil b...
Königinn...“

Das gute Liebeck Bier

Moebel-Boebel

Berlin S. Oranienstr. (Moritzplatz) No 58

Spezialität: Ein- und Zweizimmer-Einrichtungen

Wohnzimmer	M. 231, 294, 338, 381	Speisezimmer	M. 329, 380, 476, 554
Schlafzimmer	M. 188, 290, 345, 425	Herrnzimmer	M. 314, 372, 448, 565

Geöffnet 8-8 Uhr. Musterbuch F. gratis. Sonntags 8-10 Uhr.